
1,20 DM / Band 12
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 9.-
Neuer Roman
BASTEI
GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR
Die große Gruselserie von Jason Dark
Lebendig begraben
JOHN SINCLAIR



Lebendig begraben

John Sinclair Nr. 12

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 20.06.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Lebendig begraben

Haben Sie schon einmal in einem Sarg gelegen? Ich glaube kaum, und ich möchte es auch keinem von Ihnen wünschen. Es ist einfach unbeschreiblich.

Ich hörte noch, wie der Sargdeckel geschlossen wurde. Dann gab es um mich herum nur die alles verzehrende Dunkelheit. Luft! Ich brauche Luft.

Wie lange reichte der Sauerstoff, der sich in meinem Gefängnis befand? Eine halbe Stunde? Oder mehr? Ich wußte es nicht, hatte mich mit diesen Dingen noch nie beschäftigt. Mir war nur eines klar: Ich durfte auf keinen Fall zu tief einatmen und mußte sparsam mit dem kostbaren Sauerstoff umgehen.

Leben! Hatte es überhaupt noch einen Sinn? War es nicht egal, ob ich zehn Minuten früher starb – einfach erstickte? Dieser Tod mußte grausam sein. Ich stellte mir schon vor, wie die Luft knapper wurde, immer knapper…

Wie eine zweite Haut lag der Schweiß auf meiner Stirn. Längst war die Seide der Kissen nicht mehr trocken und kühl, sondern durchgeschwitzt. Ich atmete nur durch die Nase, bewegte die Arme etwas zur Seite und stieß schon an die seitliche Begrenzung des Sarges.

Wenn ich mich konzentrierte, konnte ich die Stimmen der Menschen hören. Die Einwohner von Orlington hatten es tatsächlich geschafft. Mit Zarcadis Hilfe hatten sie mich ausgeschaltet.

Hoffnung? Hatte ich überhaupt noch Hoffnung? Ja, da war noch Suko, der ebenfalls nach Orlington fahren sollte, um mir den Rücken zu decken. Bis jetzt hatte ich von ihm nicht einen Hemdzipfel gesehen.

Meine Gedanken wurden unterbrochen. Jemand hob den Sarg an. Die Totenkiste geriet ins Schaukeln. Da die Tiäger nicht im Gleichschritt gingen, schwang der Sarg bei jedem ihrer Schritte hin und her. Ich fühlte mich wie auf einem Schiff, fiel mal nach rechts, dann wieder nach links. Ich ahnte, wohin die Träger mich brachten. Zum Friedhof von Orlington, den ich in verdammt schlechter Erinnerung hatte. Dort war das Grab für mich schon geschaufelt. Der alte Totengräber hatte es mir deutlich genug zu verstehen gegeben. Ich versuchte, ruhig liegenzubleiben, und wunderte mich, daß ich keine Angst hatte. Normalerweise hätte mich Panik ergreifen müssen.

Nichts. Ich war seltsamerweise ruhig.

Geschichten von Scheintoten fielen mir ein. Man sagte Scheintoten nach, daß sie in ihrer Panik das eigene Totenhemd aufessen, wenn sie kurz vor dem Ersticken sind. Sollte es bei mir irgendwann auch soweit sein? Möglich war alles.

Das Schaukeln des Sarges wurde heftiger. Übelkeit befiel mich. Gepreßt sog ich den Atem durch die Nase ein. Aber wurde die Luft nicht schon schlechter? Hatte ich schon zuviel Sauerstoff verbraucht?

Plötzlich stoppten die Träger.

Wie aus weiter Ferne vernahm ich das Wiehern eines Pferdes. Dann wurde der Sarg wieder angehoben, es gab einen Ruck, einen dumpfen Laut unter mir, und dann stand die Totenkiste. Ich konnte eins und eins zusammenzählen und gelangte zu dem Ergebnis, daß der Sarg auf der Ladefläche eines Wagens stehen mußte. Ich hatte mit meiner Vermutung recht. Sekunden später ruckte der Wagen an. Gedämpft hörte ich das Trampeln von Pferdehufen.

Draußen quietschte etwas. Wahrscheinlich die Räder, deren Lager schlecht geölt waren.

Ich lag jetzt unbeweglich. Auf meiner Stirn sammelte sich der Schweiß zu Tropfen, rann an den Seiten hinab und benetzte das Seidenkissen. Ja, sie hatten sich Mühe gegeben und einen kostbaren Sarg besorgt. Aber der steht mir auch zu, dachte ich in einem Anflug von Galgenhumor. Schließlich hatte ich den Mächten der Finsternis

schon so manche Niederlage beigebracht. Ich wußte, wie sehr man mich im Reich der Dämonen haßte. Mein Name wirkte wie ein rotes Tuch. Aber bis jetzt hatte ich noch jeden Fall gelöst.

Meine Gedanken wechselten und kehrten zu meinen Freunden zurück. Jane Collins hatte ich gar nicht zu Gesicht bekommen. Das heißt, ihre Geistererscheinung sah ich wohl, damit hatte man mich in die Falle gelockt. Aber wo sie gefangengehalten wurde und wie es ihr jetzt ging, das wußte ich nicht. Und Suko. War er überhaupt in Orlington eingetroffen? Ich hoffte es inständig, denn er war meine letzte Chance. Falls er wirklich im Ort war, mußte ihm meine Beerdigung auffallen. Es bestand ebenso die Möglichkeit, daß Suko, genau wie ich, in eine Falle gelockt worden war.

Der Gedanke daran ließ mein Herz rascher schlagen. War das schon die Angst? Wahrscheinlich.

Ich hielt die Augen geschlossen und konzentrierte mich auf die Geräusche, die von draußen an meine Ohren drangen. Da war nur das Schlagen der Hufe. Das Mahlen der Räder und hin und wieder das Schnauben eines Pferdes. Gespräche hörte ich keine.

Durch das steife Liegen schliefen mir Arme und Beine ein. Das wollte ich auf keinen Fall. So bewegte ich die Hände und die Zehen, um etwas für den Kreislauf zu tun.

Der Wagen fuhr in eine Kurve. Die Wegstrecke wurde noch schlechter. Der schwere Sarg bewegte sich auf der Ladefläche. Ich hoffte, daß er hinunterfiel und aufsprang. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Weiter fuhr der Wagen seinen Weg. Dann bog er auf einmal scharf nach links ab. Jetzt hatten wir den Friedhof erreicht, das war mir klar. Und von Suko war noch immer nichts zu merken.

Langsam begannen meine Nerven zu flattern. Meine Finger zitterten, vom Magen her drückte ein würgendes Gefühl in meiner Kehle hoch.

Der Tod kam näher. Sicher hielt er schon seine Knochenhand nach mir ausgestreckt. Dann hielt der Wagen. Stimmen. Befehle!

Der Sarg wurde von der Ladefläche gehievt. Wieder schaukelte ich in meinem schmalen Gefängnis hin und her, bis die prächtige Totenkiste auf dem Boden stand.

JOHN SINCLAIR – in schimmernden Lettern stand mein Name auf dem Sargdeckel. Ja, sie wußten, was sie mir schuldig waren, dem berühmten Geisterjäger, dessen Ende unweigerlich näher rückte.

Der Sarg wurde aufgehoben und ein Stück weiter getragen. Unter mir hörte ich schabende Geräusche. Ich ahnte, was sie zu bedeuten hatten. Seile wurden unter dem Sargboden durchgezogen.

Stimmen. »Hebt ihn hoch. Aber vorsichtig. Paßt auf, wenn er in die Grube gelassen wird. Der Teufel soll ihn holen.«

Lachen…

Der Kloß vom Magen saß jetzt in meinem Hals. Er erschwerte das

Atmen. Wieder schaukelte der Sarg. Und mit jeder Bewegung lief meine Lebensuhr um eine Sekunde ab. Das Ende kam. Unweigerlich…

»Gut so!« Gedämpft hörte ich den Rufer. »Laßt ihn jetzt hinunter!«

Ruckweise ging es abwärts. Die Männer hatten keine Routine.

Mein Körper spannte sich. Ohne es zu wollen, begann ich zu sprechen. »Raus!« flüsterte ich. »Ich will raus. Mein Gott…« Tiefer und tiefer sackte der Sarg.

Und Suko griff nicht ein. Niemand half mir. Ich war und blieb allein. Hilflos in meinem engen Geiängnis. Das ruhmlose Ende eines Geisterjägers. Nicht einmal vierzig Jahre alt war ich geworden. Ich ertappte mich dabei, wie ich zurückdachte. Kindheit, Jugend, Universität… Das Gesicht meiner Mutter tauchte auf. Beinahe spürte ich ihre streichelnden Hände an meinen Wangen. Sie schien mir beruhigend zuzusprechen. Warm fühlte ich es an meinem Gesicht herablaufen. Tränen…

Der Sarg kam zur Ruhe. Er stand jetzt auf dem Boden des Grabes. Etwas fiel auf den Deckel. Kurz hintereinander. Es waren die Seile. Die Träger hatten sie in das Grab geworfen. Ich drehte mich in meinem Gefängnis herum. Dann begann ich zu schreien. Brüllte all meine Not und Angst hinaus. Himmel, ich war auch nur ein Mensch.

Niemand hörte mich, oder niemand wollte mich hören. Ich schrie bis zur Erschöpfung. Ein Hustenanfall schüttelte mich durch. Ich bekam kaum noch Luft. Der Sauerstoffvorrat neigte sich dem Ende entgegen. Mein Tod durch Ersticken war nah… Etwas polterte auf den Sargdeckel. Das Geiäusch ließ mich zusammenzucken.

Sie warfen Lehm hinab, begruben mich endgültig. Wieder prallte harte Erde auf den Sargdeckel. Zwei Sekunden später abermals eine Schaufel voller Dreck. Dann rascher, immer rascher.

Ebenso rasch wuchs die Angst vor dem Tod. Vor dieser endlosen erschreckenden Dunkelheit, vor dem kalten Nichts… Ohne es eigentlich zu wollen, faltete ich die Hände. Es war wohl das letzte, was mir noch blieb…

***

Mit einem katzenhaften Sprung hechtete Suko zur Seite und landete in einem Gebüsch. Das schleimige Monster, das schon den Arm ausgestreckt hatte, verfehlte ihn. Suko war sofort wieder auf den Beinen. Die beiden Ghouls, die ihn angegriffen hatten, standen nur wenige Schritte von ihm entfernt. Sie hatten selbst nicht damit gerechnet, daß dieser Mensch schneller war als sie, mußten erst mit ihrer Überraschung fertig werden.

Aber auch Frank Scott, der inzwischen aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war, erfaßte die Situation sofort.

»Freßt ihn!« brüllte er. »Er ist Zarcadis Feind!«

Die Ghouls gehorchten. Gleichzeitig setzten sie sich in Bewegung und schlichen auf Suko zu. Aus den Augenwinkeln sah der Chinese, daß Scott auf allen vieren davonkroch, um in den Rücken seines Feindes zu gelangen. Suko war kein Feigling und auch kein Mann, der schnell aufgab und flüchtete. Er stellte sich zum Kampf. Magische Waffen hatte er nicht. Er mußte versuchen, die Monster mit anderen Mitteln zu besiegen.

Scotts Schrei hatte ihm gezeigt, mit welcher Art von Dämonen er es zu tun hatte. Mit Ghouls – den Leichenfressern, den schrecklichsten und widerlichsten aller Dämonen. Und Suko wußte auch, daß man sie entweder mit Feuer oder mit einer silbernen Kugel vernichten konnte. Beides hatte er nicht zur Hand. Kurzentschlossen brach der Chinese einen starken Ast von einem der Bäume ab. Das Holz knackte und splitterte. Suko hatte trotz seiner immensen Kraft Mühe, das Holzstück loszureißen. Er schaffte es gerade noch rechtzeitig.

Aus der Drehung heraus drosch er zu. Er fegte dem von rechts kommenden Ghoul das Astende gegen den unförmigen Schädel. Etwas Seltsames geschah. Der Ghoul wurde nicht zurückgetrieben, sondern nahm den Ast in seinem Körper auf. Er verarbeitete ihn direkt, zog mit solch ungeheurer Kraft daran, daß Suko loslassen mußte.

Augenblicklich wechselte Suko seinen Standort. Das war gut so, denn Ghoul Nummer zwei rückte ihm schon dicht auf den Leib. Eine Berührung wollte Suko unbedingt vermeiden. Er war schließlich nicht lebensmüde.

Suko tauchte unter, rollte sich mit eingezogenem Kopfüber den Boden und kam mit einem anderen Ast wieder hoch. Genau vor Frank Scott! Und der hielt ebenfalls einen Ast in der Hand. Sie schlugen mit den Knüppeln aufeinander ein. Der Chinese war um den Bruchteil einer Sekunde schneller. Scott wurde fast aus den Schuhen gehoben. Mit einem erstickten Schrei verschwand er im Gebüsch. Suko wußte nicht, ob Scott bewußtlos war. Sicherheitshalber hechtete er hinter Scott her, doch Scott ›schlief‹ bereits. Suko war beruhigt. Und dann hatte er Glück.

Seine Finger fühlten plötzlich etwas Kaltes. Metall. Eine Pistole. Eine Beretta. Johns Beretta!

Und die war mit geweihten Silberkugeln geladen. Kugeln, die auch einen Ghoul fällten.

Suko hatte das Gefühl, einen elektrischen Schlag erhalten zu haben. Einen Kraftstrom. Er konnte sein Glück kaum fassen. Jetzt würde es den Ghouls an die Wäsche gehen. Suko riß die Beretta an sich, rollte zweimal um die eigene Achse und sah im nächsten Moment einen der Ghouls durch halbhohes Gebüsch brechen.

Das Monster hatte sich verändert. Trotz der miesen Lichtverhältnisse bemerkte Suko die Reißzähne in dem abstoßend häßlichen Gesicht.

Von dem übrigen Körper konnte er nicht viel erkennen, aber es reichte ihm auch schon so. Der Ghoul stieß ein siegessicheres Gebrüll aus, sah Suko und stürzte sich auf ihn. Er stolperte genau in die Schußlinie.

Während Suko auf dem Boden lag, feuerte er. Das geweihte Silbergeschoß stieß den Ghoul zurück. Farnkraut und Gras bedeckten seinen Körper. Das Gebrüll, das im nächsten Augenblick durch den Horror-Wald schallte, hatte nichts Menschliches mehr an sich. Suko konnte den Ghoul nicht sehen, doch die Geräusche, die dieser bei seinem Todeskampf ausstieß, reichten ihm.

Wie ein Rekrut robbte Suko über den Boden. Irgendwo lauerte der zweite Ghoul.

Suko grinste hart, als er daran dachte. Er hatte schon einen Plan ausgeknobelt, und darin spielte der Ghoul eine wichtige Rolle. Schon allein bei dem Namen Ghoul überkam einen normalen Menschen das Schütteln. Diese Aasgeier der Dämonenhierarchie konnten verschiedene Gestalten und Formen annehmen. Vielleicht als Ausgleich für ihre Widerwärtigkeit. Nur der Geruch von Moder und Verwesung, der haftete ihnen in jeder Gestalt an.

Der Chinese verhielt sich jetzt ruhig. Er wollte dieses verdammte Monster aus der Reserve locken. Das Biüllen des sterbenden Ghouls hatte aufgehört und war von einer nächtlichen Stille abgelöst worden. Suko schien es, als halte selbst die Natur den Atem an, als würde sie daraufwarten, wer nun als Sieger aus dem Kampf hervorging.

Die Zeit verrann. Minute reihte sich an Minute. Suko hatte das Naturell seiner Väter geerbt. Geduld gehörte zu seinen großen Tugenden.

Dann schreckte ihn ein Geräusch auf. Es kam von vorn, war gar nicht mal weit entfernt.

Der Chinese versuchte, mit seinen Augen die Dunkelheit zu durchdringen. Es war schwer. Bäume und Büsche schienen ein Eigenleben zu fuhren. Je länger Suko in die Dunkelheit starrte, um so größer wurde das Gefühl, von allen Seiten eingeschlossen zu sein.

Lauerten noch mehr Feinde?

Hier und da raschelte es. Wind bewegte das Gras und den Farn. In den Baumkronen schienen Schatten hin- und herzuhuschen.

Waren es Gehilfen des Ghouls? Boten aus dem Dämonenreich? Die Schatten waren nur Einbildung, aber ein anderer Gegner lauerte auf den Chinesen. Die Bluteule!

Lautlos war sie zu dem Chinesen geflogen. Jetzt hockte sie auf einem Ast, schräg über ihm, drehte den Kopf und starrte den Chinesen aus ihren blutroten Augen an. Sie spannte die Flügel und schnellte sich von dem Ast. Wie ein Stein sauste sie herunter.

Suko hatte das Gehör eines Fuchses. Ein winziges Geräusch nur warnte ihn, er riß den Kopf nach rechts, sah die Glutaugen, den

schweren Körper, und dann prallte die Eule schon auf ihn. Instinktiv hatte Suko den linken Arm gektümmt und ihn abwehrend hochgerissen. Die beiden mörderischen Krallen hackten in die Ledermontur seiner Motorradkluft. Das Leder war stabil und reißfest. Normalerweise hätten die verdammten Krallen der Eule es nicht durchstoßen. Suko hieb mit dem Pistolenlauf zu. Zweimal. Er traf hart, und die Eule schrie krächzend auf. Wild und unkontrolliert flatterte sie mit den Flügeln, der zweite Schlag hatte sie auf den Boden befördert. Suko schoß.

Die Silberkugel drang durch den breiten Schädel der Eule, traf genau zwischen die Augen.

Und in den Schuß mischte sich ein röhrender Schrei. Der Ghoul war da. Er hechtete auf Suko zu. Grausam war sein Gesicht verzerrt, weit der Rachen aufgerissen. Die Hände hatte er vorgestreckt. Seine Finger waren zu geiährliehen Klauen gekrümmt. Damit wollte er dem Chinesen an die Kehle. Wieder schlug Suko mit dem Pistolenlauf zu. Und er traf. Gleichzeitig warf er sich zur Seite, so daß der Ghoul neben ihm zu Boden krachte.

Gedankenschnell war Suko über ihm. Hart preßte er ihm die Mündung der Beretta gegen die Schläfe. Der Ghoul erstarrte.

Suko lachte leise. »Hör zu, mein Freund!« zischte er. »Diese Waffe ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Dein Freund hat die Kostprobe nicht überlebt, Du hast noch eine Chance. Wenn du redest!«

Der Ghoul knurrte. Das Geräusch drang tief aus der Kehle. »Was – was willst du wissen?«

Suko bog den Oberkörper etwas zurück, da er den Gestank, der von dem Ghoul ausging, nicht ertragen konnte. »Wo befindet sich John Sinclair?«

»Auf dem Friedhof!«

»In Orlington?«

»Ja. Man hat ihn dort begraben. Du hast keine Chance mehr. Sinclair wird sterben. Er wird lebendig ersticken, krepieren.«

Tief saugte Suko die Luft ein. »Du Bastard!« keuchte er, und dann drückte er ab.

Der zweite Ghoul schrie nicht, als er starb. Suko empfand mit dieser widerlichen Kreatur kein Mitleid. Den Ghouls war jedes menschliche Gefühl fremd. Hätte Suko ihn am Leben gelassen, wäre durch ihn sicherlich noch viel Unheil angerichtet worden. Wieder war Suko zu spät gekommen. Und er erinnerte sich an die Worte des jungen Mädchens. Monja Dunhill hatte ihn gewarnt. Er hätte auf dem Friedhof bleiben sollen. Jetzt war es vielleicht zu spät.

Trotzdem rannte Suko los. Er erreichte den hohen schmiedeeisernen Zaun, kletterte hastig hinüber und lief weiter. Ein einsamer Mann, den die Hoffnung verlassen hatte. Zum erstenmal in seinem Leben spürte

Suko große Angst um seinen Freund John Sinclair…

***

Es war unbeschreiblich grausam!

Mit jeder Schaufel Erde, die auf den Sargdeckel polterte, schien ein Fünkchen Leben aus mir zu entweichen. Längst hörte sich der Aufprall des feuchten Lehms nicht mehr so laut und polternd an. Die Geräusche waren dumpfer geworden. Ein Zeichen, daß über dem Sarg die Erde hoch wuchs.

Der erste Panikanfall war abgeklungen, hatte einer nüchternen Überlegung Platz gemacht.

Ich mußte aus dem verdammten Sarg raus. Wild trommelte ich gegen den Sargdeckel, versuchte ihn hochzustemmen, drückte auch mit den Knien dagegen, aber er rührte sich nicht. Der Deckel saß wie angeschweißt. Die Aktion hatte viel Sauerstoff gekostet. Ich hatte mich regelrecht verausgabt. Bekam kaum noch Luft. Vor meinen Augen wallten Schleier auf. War das das Ende?

Immer mehr Erde fiel auf den Sarg. Ich hörte die Geräusche kaum noch. Ich warf mich in der luxuriösen Totenkiste hin und her, zerriß in einem Panikanfall die kostbare Seidenbespannung des Sarges, preßte mein Gesicht gegen das Holz, spürte die Tränen, die an den Wangen hinabliefen, keuchte, würgte und schnappte nach Luft.

Schon plagten mich Wahnvorstellungen. Ich sah mich in einem Luxushotel am Swimmingpool. Neben mir Jane Collins. In einem hautengen Bikini. Fröhliche, lachende Menschen. Wir tanzten. Janes Lippen schimmerten verführerisch dicht vor meinem Mund. Gedämpfte Beleuchtung, weiche, einschmeichelnde Rhythmen – und dann – über allem das grinsende Gesicht des Schwarzen Tods. Die Szene verblaßte. Dunkelheit, der Sarg…

Ich schrie und brüllte – hustete, schnappte nach Luft. Sie wurde verdammt knapp. Kaum noch Sauerstoff. Schon griff die Knochenhand des Sensenmannes nach mir. Ich bäumte mich noch einmal auf, vermeinte unter mir ein Geiäusch zu hören, dann explodierten tausend Sonnen vor meinen Augen, und danach folgte das schwarze Nichts…

***

Suko rannte über die menschenleere Hauptstraße. Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck. Schwer arbeiteten seine Lungen. Der Chinese mobilisierte alle Kraftreserven. Er sah keinen Menschen. Hinter den Hausfenstern brannte kaum Licht. Nur vereinzelt bemerkte Suko einen hellen Schein. Der Chinese mußte das Dorf durchqueren, um den Friedhof zu erreichen. Er hörte die. Stimmen bereits, als er noch einige Yards von dem Totenacker entfernt war. Fackellicht geisterte über die Grabreihen. Der rötliche Schein spiegelte sich auf den Gesichtern der Menschen wider.

Suko flankte über die Mauer. Sein Gang war federnd und verriet die Geschmeidigkeit einer Raubkatze, als erüber den Friedhof lief. Die Menschen sahen ihn, unternahmen aber nichts. Schweigend wichen sie zur Seite. Bildeten eine Gasse. Suko erreichte das frisch aufgeworfene Grab. Zwei Männer waren dabei, die obere Erdschicht plattzuklopfen. Suko kam über sie wie ein Wirbelsturm. Er riß einem Mann die Schaufel aus der Hand, packte ihn am Kragen und schüttelte ihn durch.

»Liegt dort unten John Sinclair?« schrie er den Mann an. Der nickte.

Suko atmete tief ein. »Verdammt!« rief er und stieß den Mann zur Seite.

Die Schaufel behielt er in der Hand. Suko begann zu graben. Er ignorierte die Blicke der anderen, stach das blanke Schaufelblatt in die Erde und warf den aufgehäuften Lehm ruckartig hinter sich.

Suko arbeitete wie ein Besessener. Die Umstehenden kümmerten ihn nicht, er wollte auch die letzte Chance ausnutzen, um das Leben seines Freundes zu retten.

Er merkte nicht, daß sich die Dorfbewohner zurückzogen. Fast lautlos verschwanden sie, gingen zurück in ihre Häuser und verkrochen sich. Sie hatten ihre Aufgabe erfüllt. Zarcadi würde zufrieden sein.

Suko war in Schweiß gebadet. Er riß den Reißverschluß seiner Lederjacke auf. Er stand schon bis zu den Knien im weichen Lehm und schaufelte weiter. Unverdrossen, ohne Pause.

Neben ihm wölbte sich bereits ein schwerer Lehmhügel. Der Wind hatte aufgefrischt und den Himmel zum Teil von den Wolken freigefegt. Wie ein heller Ballon stand der Mond am Firmament. Geisterhaft streute er sein Licht auf die Erde und umflorte mit seinem Schein den kleinen Friedhof.

Die Szene sah gespenstisch aus. Der kräftige Mann schaufelte ein Grab aus, um seinen besten Freund zu retten, der darin begraben war.

In Bächen lief Suko der Schweiß über das Gesicht. Er gab nicht auf, warf alles in die Waagschale.

Er sah nicht, was um ihn herum passierte. Er hatte nur Augen für seine Arbeit.

Aus dem Schatten der Friedhofsmauer löste sich eine schmale Gestalt. Ein Mädchen.

Es trug einen weitgeschnittenen dunklen Mantel. Das Haar hatte es durch ein Kopftuch verdeckt.

Das Mädchen war Monja Dunhill. Vorsichtig blickte sich Monja um. Niemand brauchte zu sehen, was sie um diese Zeit auf dem Friedhof trieb. Wenn ihr Vater merkte, daß sie sich mit dem Fremden traf, dann war ihr Schicksal besiegelt.

Monja hatte nichts mehr zu Hause gehalten. Sie mußte einfach raus,

mußte sehen, ob es noch eine Chance gab.

Suko merkte nichts. Er war völlig in seine Arbeit vertieft. Erst als Monja neben ihm stehenblieb, sah er auf, ließ die Schaufel aber nicht sinken, sondern schuftete weiter.

Monja sagte nichts. Sie hielt die Hände gefaltet, ihre Lippen murmelten unhörbare Worte.

Immer tiefer grub Suko sich vor. Jeweils nach zwei Sekunden flog eine Schaufel Lehm aus dem Grab. Der Chinese hatte nicht nachgelassen, er kannte keine Pause, er arbeitete weiter wie ein Besessener.

»Sie hätten auf mich hören sollen«, sagte Monja plötzlich. Suko gab keine Antwort.

Monja trat dichter an das Grab heran. Im Mondlicht konnte sie Sukos schweißüberströmtes Gesicht erkennen. Und sie sah die Angst in seinen Augen leuchten.

Plötzlich schrie Suko auf. »Der Sarg, ich habe den Sarg berührt!«

Er arbeitete noch wilder, angetrieben von einer ungezügelten Hoffnung. Er kratzte mit der Schaufelseite über den Sargdeckel, befreite ihn vom Dreck.

»Wenn er tot ist, ich weiß nicht, was ich mit denen hier mache«, flüsterte er heiser.

Wie ein Wilder räumte er zu beiden Seiten der prächtigen Totenkiste den Lehm weg und fand Platz, sich zwischen Sarg und Grabwand zu klemmen.

Vom Rand der Grube blickte Monja Dunhill in das Grab. Ihr Gesicht war unter dem dunklen Kopftuch nur als blasser Fleck zu sehen.

Suko stellte die Schaufel weg, ging in die Knie und suchte nach dem Deckelverschluß. Die Verschlüsse befanden sich dicht unter den Griffen und waren leicht zu öffnen. Man brauchte sie nur zur Seite zu drücken.

Suko schlug mit der Faust die Verschlüsse an den beiden Sargseiten zurück. Jetzt konnte er den Deckel abheben. Er spürte sein Herz hämmern.

Er wagte kaum zu atmen, als er den dunklen Sargdeckel hochstemmte und ihn zur Seite wuchtete.

Der Mond stand so günstig, daß er direkt in den offenen Sarg schien und jeden Winkel ausleuchtete. Mit einem überraschten Schrei zuckte Suko zurück. Der Sarg war leer!

***

Suko hatte das Gefühl, selbst tief im Boden zu versinken. Er starrte in den Sarg, schüttelte den Kopf, schloß die Augen, öffnete sie wieder – das Bild blieb. Von John Sinclair keine Spur.

Suko merkte, wie es ihm schwindlig wurde. All die Anstrengungen

und die Nervenbelastungen der letzten Stunden machten sich jetzt bemerkbar. Seine Knie wurden weich. Vom Grabrand hörte er Monjas Stimme.

»Er – er ist weg!« flüsterte das Mädchen. »Verschwunden…« Sie schluchzte auf. »O mein Gott.«

Suko hob den Blick. »Haben Sie eine Erklärung?« fragte er.

»Nein…«

Die Antwort kam zögernd.

Der Chinese riß sich mit Gewalt zusammen. Er nahm seine Lampe und leuchtete in den leeren Sarg hinein. Mit der freien Hand tastete er die Kissen ab. Er fühlte die Seide unter seinen Fingern und spürte auch die Feuchtigkeit, die Tränen und Schweiß hinterlassen hatten. Sie war noch nicht eingetrocknet. Plötzlich wurden Sukos Augen groß. Der Stoff auf dem Sargboden gab unter dem Druck seiner Hand nach. Der war auch etwas nach innen gebeugt. Warum?

Suko riß den Stoff auseinander. Es ging leichter, als er es gedacht hatte. Die Polsterung mußte schon vorher… Der Chinese hielt den Atem an. Was er entdeckte, war fir ihn genauso schockierend wie vorhin der Anblick des leeren Sarges. Die Totenkiste hatte keinen Boden!

Suko fühlte feuchtes Erdreich. Er wühlte darin herum, suchte irgendein Loch, einen Ausstieg – nichts. Nur Lehm spürte er zwischen seinen Fingern.

»Wie ist das nur möglich?« murmelte er.

Langsam richtete er sich auf. Seine Bewegungen wirkten eckig, kraftlos. Sukos Stirn hatte sich in Falten gelegt. Seine Gedanken wirbelten. Er begriff einfach nicht, was sich hier seinen Augen bot. Die Schwarze Magie mußte übermächtig sein. Der ganze Ort, die Menschen, der Horror-Garten – was war hier eigentlich noch normal?

Kopfschüttelnd kletterte Suko aus dem Grab. Er versuchte, seiner Entdeckung eine positive Seite abzugewinnen. Wenn John Sinclair nicht mehr in diesem Sarg lag, dann stellte sich die Frage, ob er vielleicht noch am Leben war. Hatte er es im letzten Augenblick doch noch geschafft, seinen Gegnern zu entwischen? Wenn ja, wo steckte er dann?

»Hast du eine Erklärung?« fragte er das Mädchen erneut. Monja schüttelte den Kopf.

»Aber es muß eine geben!« Suko beharrte auf seinem Standpunkt. »Und ich werde sie finden. Du hast mir von John Sinclair erzählt und von deinem Vater. Und ihn werde ich fragen!«

»Nein!« Monja schüttelte den Kopf und krallte ihre Hände in Sukos Jacke, »Bitte nicht…«

Suko sprengte den Griff. »Doch, ich werde mit ihm reden. Ich will endlich wissen, was gespielt wird.«

Er lächelte. »Keine Angst, dir wird nichts passieren. Man wird uns nicht zusammen sehen. Komm jetzt, ich möchte keine Zeit mehr verlieren.«

Der Chinese faßte Monja bei der Hand. Schweigend schritten sie über den Friedhof. Blaß leuchteten die vom Mondlicht umschmeichelten Grabsteine.

Der Wind trug den Geruch von verwelktem Laub, vermoderten Blumen und frisch aufgeworfener Erde an Sukos Nase.

Eine Wühlmaus huschte dicht vor ihnen über den Boden. Mit einem Pieplaut verschwand sie hinter einem halb umgekippten Grabstein. Suko und Monja erreichten den Ausgang und traten auf die Straße. Monja blieb stehen.

»Lassen Sie mich jetzt allein gehen«, bat sie. »Sie finden das Haus, in dem ich wohne, auch ohne mich. Es ist das größte im Ort. Unten befindet sich ein Gasthaus.«

»Okay, geh nur. Aber wenn ich Fragen habe, werde ich mich an dich wenden.«

Monja nickte hastig und verschwand.

Sie ließ einen nachdenklichen Suko zurück, dem die schweren Gedanken auch nicht aus dem Kopf gingen, als er sich seinem Ziel näherte. Obwohl die Straße an beiden Seiten von Häusern flankiert war, fühlte sich Suko einsam wie auf einer verlassenen Insel. Kein Mensch ließ sich blicken. Nicht einmal hinter den Scheiben tauchten Gesichter auf. Mittlerweile war auch das letzte Licht verloschen.

Suko erreichte das Gasthaus. Dunkel lag die Fassade vor ihm. Mondlicht spiegelte sich auf den kleinen Fensterscheiben. Irgendwo bewegte sich eine Holzlatte im Wind. Rhythmisch schlug sie gegen die Hauswand.

Suko tastete mit seinen Blicken die Front des Hauses ab. Soweit er sehen konnte, hatte niemand seine Ankunft beobachtet. Er ging vor bis zur Tür und drehte den Knauf. Sie war offen. Erwartet man ihn etwa, oder waren die Menschen hier in Orlington immer so leichtsinnig?

Sicherheitshalber zog Suko John Sinclairs Beretta. Dann schlich er in das Haus.

Der Gastraum nahm ihn auf. Es roch nach abgestandenem Bier und kaltem Rauch. Über dem gesamten Raum lag der Schleier der Dunkelheit. Spärlich nur sickerte das Mondlicht durch die Scheiben. Suko konnte Umrisse erkennen und ging vor bis zur Theke. Die rohen Holzdielen knarrten unter seinen Schritten. Das Geräusch ließ sich beim besten Willen nicht vermeiden. Sukos Blicke waren überall. Die Beretta in seiner Hand machte jede Bewegung mit.

Der Chinese nahm sich vor, die Waffe bei der nächsten Gelegenheit nachzuladen. Einen Reserveschlüssel für den Bentley besaß er. Und im

Handschuhfach lag immer ein gefülltes Magazin mit Silberkugeln.
»Was wollen Sie hier?«
Suko ruckte herum. Die Stimme, die ihn ansprach, kam von rechts, wo sich der Tresen befand.
Hinter der Theke tauchte ein Mann auf. Soviel Suko erkennen konnte, war er waffenlos. Er hatte die Hände flach auf die Holzplatte des Tresens gelegt.
Suko senkte die Mündung der Beretta, um seine friedlichen Absichten zu demonstrieren.
»Sind Sie der Wirt hier?« erkundigte er sich mit neutraler Stimme.
»Ja«, lautete die einsilbige Antwort.
»Ich suche einen Freund.«
»Hier ist niemand.«
Suko ging noch einen Schritt vor, beugte sich über den Tresen und blickte dem Wirt in die Augen.
»Mein Freund heißt John Sinclair. Sie wissen nicht zufallig, wo er sich befindet?«
»Ich kenne keinen Sinclair.«
Suko verlor die Geduld. Mit der linken Hand packte er zu, drehte das Hemd des Wirtes zusammen und zog den Mann halb über den Tresen. Obwohl Dunhill nicht gerade zu den schmächtigen Typen gehörte, bereitete es Suko doch keine Schwierigkeiten, ihn sich heranzuholen. Ihre Blicke bohrten sich ineinander.
»Jetzt hör mir einmal genau zu, Freundchen. Ich bin kein Clown, und ich bin erst recht nicht zum Spaß in dieses verdammte gottverlassene Kaff gekommen. Ich suche John Sinclair, und ich weiß, daß er hier war. Du und deine Freunde, ihr habt ihn in einen Sarg gesteckt und begraben. Ich habe das verfluchte Grab und den Sarg wieder geöffnet. Der Sarg war leer. Von John Sinclair keine Spur. Und du wirst mir jetzt sagen, wo ich ihn finden kann.«
»Ich weiß nichts.«
Über Sukos Lippen drang ein Knurrlaut. Er stieß den Wirt zurück. Plötzlich begann Dunhill zu sprechen.
»Verschwinden Sie«, sagte er mit tonloser Stimme. »Verlassen Sie Orlington, und lassen Sie uns in Ruhe. Ich weiß nicht, wo ihr Freund ist. Fragen Sie Zarcadi. Er ist unser Meister. Wir gehorchen ihm. Es geht uns gut.«
Suko lachte hart. »Das sehe ich. Eure Gedanken sind ausgeschaltet. Einen eigenen Willen habt ihr nicht. Ihr werdet elendig eingehen, wenn ihr so weitermacht. Aber das ist nicht mein Bier. Ich will John Sinclair finden.«
Der Wirt hob nur die Schultern.
»Und Jane Collins? Wo ist die?« fragte Suko.
»Kenne ich nicht.«

Das glaubte Suko dem Mann sogar. Er biß sich auf seine Lippen. Im Moment kam er sich ziemlich überflüssig vor. Er wußte nicht, wo er den Hebel ansetzen sollte. Die Lage war verfahren. Seine einzige Spur zu diesem Zarcadi war Frank Scott. Aber der lag bewußtlos im Horror-Wald. Falls er nicht schon erwacht war und neue Untaten plante.

Wenn er wenigstens Jane Collins bei sich hätte. Die Detektivin wußte sicherlich mehr. Aber auch sie war verschwunden. Blieb nur noch die Möglichkeit, Zarcadis Landhaus auf den Kopf zu stellen. Also genau das, was er schon zuvor wollte.

»Haben Sie hier Telefon?« fragte Suko.

»Nein.«

Der Chinese schlug mit der flachen Hand auf den Tresen. »Das gibt es doch nicht!«

»Wir haben keinen Anschluß mehr.«

Suko unterdrückte einen Fluch. Er blickte den Wirt noch einmal an und sagte: »Wir sprechen uns noch.«

Dann machte er auf dem Absatz kehrt. Mit raschen Schritten verließ Suko das Gasthaus.

Telefon gab es in diesem Kaff nicht. Aber der Bentley war mit Autotelefon ausgerüstet.

Suko hatte vor, Land und Leute mobil zu machen, um die Suche nach John Sinclair anzukurbeln. Land und Leute waren in diesem speziellen Fall ein Mann. Und der hieß Bill Conolly, das vierte As in diesem höllischen Spiel!

***

Ein All von Sternen und Sonnen platzte vor meinen Augen auf. Dazwischen schwirrten bunte Spiralnebel, die von einem gewaltigen Sog davongetragen wurden. Der Sog hatte auch mich gepackt. Er trieb mich umher, schüttelte mich durch. Ich wußte nicht, wo oben und unten war. Ich fiel und fiel und fiel.

Das also war das Ende, das Gefühl nach dem Tod, worüber schon zahlreiche Wissenschaftler geschrieben hatten. Mein Geist mußte sich vom Körper gelöst haben und schwebte jetzt in den unendlichen Dimensionen, wo Raum und Zeit eins waren und sich aufhoben… Ich konnte meinen Körper bewegen, die Hände, die Füße. Ich registrierte es nur im Unterbewußtsein, erfaßte es nicht richtig. Die rasende Fahrt durch den Tunnel wollte einfach kein Ende nehmen.

Abrupt stoppte die Bewegung.

Ich spürte einen harten Schlag. Verschwunden waren die farbigen Sonnen, die rasenden Spiralnebel, die Dunkelheit, das Gefühl des endlosen Fallens… Ich öffnete die Augen.

Rötlich schimmerndes Licht. Es gloste aus allen Richtungen. Nebelschwaden waberten um mich herum, fingen mich ein wie

Geisterfinger. In meinem Kopf breitete sich ein dumpfes Gefühl aus. Hinter den Schläfen tuckerte und hämmerte es. Das Atmen fiel mir schwer. Die feuchte, viel zu warme Luft war nichts für mich. Ich blieb still auf dem Rücken liegen und versuchte, alle Reflexe unter Kontrolle zu bekommen. Fünf Minuten – nach meiner Schätzung jedenfalls – brauchte ich. Ich merkte, wie ich wieder zu mir selbst fand, wie meine Gedanken anfingen, sich zu formieren. Deutlich standen die letzten Ereignisse noch vor meinem geistigen Auge.

Ich sah mich selbst im Sarg liegen, erinnerte mich an die Panik, die mich überfiel, und die brutale Todesangst, die mich umklammerte. Aber dann – kurz bevor ich dachte, es wäre endgültig aus – hatte ich noch ein anderes Geiäusch gehört. Ein nicht zu identifizierendes. Aber es war unter mir aufgeklungen. Unter mir, obwohl ich auf dem Boden eines Sarges lag? Ich schüttelte den Kopf und wunderte mich, daß ich nicht einmal Schmerzen hatte. Es ging mir also relativ gut.

Ich versuchte es und stand auf. Es bereitete mir auch keinerlei Schwierigkeiten. Zwar hatte ich noch ein flaues Gefühl in den Beinen, aber das ließ sich überwinden. Ich machte die ersten zaghaften Schritte. Unter meinen Schuhen befand sich kalter Steinboden. Er war von Spalten und Rissen durchzogen, aus denen Nebelschwaden krochen und sich schleierartig verteilten.

Über mir wölbte sich ein rötlichvioletter Himmel, ich konnte ihn sehen, wenn hin und wieder der Nebelschleier aufrß. Ich ging los. Schritt für Schritt marschierte ich durch das mir unbekannte Land. Schon bald klebten mir die Sachen am Körper. Die Hitze trieb mir den Schweiß aus allen Poren. Ich fühle mich wie ausgewrungen.

Und nirgendwo ein Geräusch. Ich war eingebettet in eine beklemmende, atemberaubende Stille, die an den Nerven zerrte und mich schaudern ließ. Wohin war ich nur geraten?

In eine andere Welt? In eine andere Dimension? War ich unter Umständen durch ein transzendentales Tor in die Welt der Dämonen verschleppt worden? Es war immerhin möglich.

Ich sah meine Chancen verdammt nüchtern. Es war schwer, zu überleben, wenn nicht unmöglich. Ein Mensch konnte sich einfach nicht an die Gegebenheiten in der Welt der Dämonen anpassen. Er mußte entweder eingehen oder wurde einer von ihnen.

Aber jetzt hatten mich die Mächte der Finsternis endlich hier. Lange genug hatte es gedauert. Doch die Chance würden sie sich nicht entgehen lassen.

Geisterjäger John Sinclair befand sich waffenlos in ihrem Reich! Der Wunsch eines jeden Dämons. Er war in Erfüllung gegangen.

Meine Gedanken wurden unterbrochen. Der Nebel lichtete sich plötzlich, teilte sich wie ein Vorhang auf der Bühne. Der Vergleich mit der Bühne war gar nicht mal schlecht gewählt. Vor mir stand ein

gewaltiger Thron. Ich blieb stehen, starrte den Thron an. Er war aus Holz gefertigt, hatte breite Armlehnen, die an der Vorderseite mit Totenschädeln verziert waren. Die Augenhöhlen darin schienen mich höhnisch anzuglotzen. Rechts und links neben dem Thron hockten zwei fischgesichtige Monster auf dem Boden. Die Monster hielten lange Speere in den Händen, hatten eine grüne, schuppige Haut, ein vorgeschobenes Fischmaul und runde Glotzaugen. Mit einem Menschen hatten sie nur Beine und Arme gemein. Wenn sie ihr Maul öffneten, präsentierten sie höllisch scharfe Reißzähne.

Auf den Schultern der Monster hockten zwei Bluteulen. Ihre glutroten Augen waren auf mich fixiert. Doch all die Monster waren harmlos gegen den Mann, der auf dem Thron hockte und dessen Totenschädel sich zu einem satanischen Grinsen verzogen hatte.

Es war mein Erzfeind – der Schwarze Tod! Er winkte mir mit seiner Knochenhand.

»Willkommen in der Hölle, John Sinclair!«

***

Jane Collins fühlte sich unsagbar elend. Wie lange hatte sie bewußtlos dagelegen? Eine Stunde, zwei?

Die blonde Detektivin wälzte sich auf den Bauch. Langsam wurde ihr Blick klar. Dicht vor ihren Augen sah sie ein Tischbein. Sie hob den rechten Arm, erreichte mit den Fingern die Tischplatte und zog sich mühsam daran hoch. Der Schwindel kam plötzlich. Er packte Jane, ließ sie taumeln. Im letzten Augenblick fiel die Detektivin in einen Sessel. Tief atmete sie durch. Sie fühlte sich wie ausgewrungen, matt und schlaff waren ihre Glieder.

Bruchstückhaft kehrte die Erinnerung zurück, formte sich zu einem Bild.

Jane Collins warf einen Blick auf ihre Uhr. Schon sechzig Minuten nach Mitternacht. Demnach hatte sie ungefihr drei Stunden bewußtlos gelegen.

Was war inzwischen geschehen? Hatte John es geschafft? War er dem Dämon entkommen? Oder aber…

Sie wagte den zweiten Gedanken gar nicht zu Ende zu denken. Mit eckigen Bewegungen stand sie auf. Es ging ihr wieder besser. Das flaue Gefühl hatte nachgelassen. Jane sah sich um und erkannte, daß sie sich in dem Zimmer des Landhauses befand, das ihr zugewiesen worden war. Sie ging zur Tür, wunderte sich, daß nicht abgeschlossen war, und trat in den Gang.

Es war seltsam still in dem großen Haus. Kein Geräusch, kein Knarren der Dielen, keine menschliche Stimme – nichts. Leer und verlassen präsentierte sich das unheimliche Landhaus.

Jane Collins ging in Richtung Treppe. Lautlos schritt sie die breiten

Stufen hinab. Sie gelangte ins Erdgeschoß, und auch hier begegnete ihr niemand.

Zarcadi schien nicht da zu sein. Auch seine Diener nicht, die Einwohner des Dorfes.

Unangefochten erreichte die Detektivin die große Eingangstür. Sie war ebenfalls nicht verschlossen. Jane ging nach draußen.

Wie eine dunkle Wand lag der Wald vor ihr. Finster und drohend. Jane Collins lief eine Gänsehaut über den Rücken. Doch wenn sie nach Orlington wollte, dann mußte sie den Wald durchqueren. Es ging kein Weg daran vorbei. Sie stieg die Treppe hinab. Schon bald begann der dschungelartige Horror-Wald. Verfilztes Unterholz, hohe Bäume, deren Zweige sich berührten und ein grünes natürliches Dach bildeten, das sogar den Regen abhielt.

Jane lief durch den Wald. Sie hatte das Gefühl, von tausend Augen beobachtet zu werden, doch wenn sie sich umsah, konnte sie nichts entdecken.

Niemand griff sie an – niemand lauerte ihr auf. Jane erreichte das Gitter, das den verwilderten Park vom normalen Wald abtrennte.

Plötzlich blieb sie stehen.

Neben dem schmiedeeisernen Tor stand ein Mann. Jane sah ihn genau, er jedoch nahm von ihr keine Notiz. Er hielt sich den Kopf und stöhnte laut. Ein Dämon schien er nicht zu sein. Jane Collins wagte es und ging auf den Unbekannten zu.

»Hallo«, sagte sie. Ihre Stimme klang zaghaft. Der Mann ließ die Hände sinken und starrte Jane an.

»Wer – wer sind Sie?« fragte er.

»Mein Name ist Jane Collins!«

Die Detektivin sah, daß der Unbekannte zusammenzuckte, sich aber danach sofort wieder in der Gewalt hatte.

»Darf ich fragen, wie Sie hierher kommen?« fragte er.

Jane beschloß blitzschnell, nicht die Wahrheit zu sagen. »Ich habe mich verlaufen«, log sie.

»Ah ja.«

»Und Sie? Was ist mit Ihnen?« Der Mann grinste.

»Ich heiße Frank Scott«, erwiderte er. Mehr nicht.

»Wollen Sie auch nach Orlington?« fragte Jane.

»Mal sehen. Eigentlich…«

Er wollte noch etwas sagen, verschluckte die Worte aber dann. »Ist das Tor offen?« fragte Jane.

Scott nickte. Er war ziemlich blaß. Das Haar hing ihm wirr in die Stirn. Das Gesicht glänzte vor Schweiß. Nervös nagte Scott auf seiner Lippe.

Die Detektivin ging auf ihn zu und an ihm vorbei. Sie zog das Tor auf. Es quietschte erbärmlich. Ehe Jane das Grundstück verließ, fragte

sie: »Kommen Sie jetzt mit?«

»Waren Sie im Haus?« Scott antwortete mit einer Gegenfrage.

Jane verneinte, einen lauernden Ausdruck in seinen Augen zu sehen. Sie war sich jedoch nicht sicher.

»Ja, ich war im Haus.«

»Und? Ich meine Professor Zarcadi. Haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Sie kennen ihn?«

»Vielleicht.«

Jane Collins wurde es zu bunt. »Was wollen Sie eigentlich von mir, zum Henker? Entweder Sie gehen mit nach Orlington, oder Sie blieben hier. Ich habe keine Lust, hier anzuwachsen.«

Sie machte auf dem Absatz kehrt und ging. Frank Scott blieb zurück.

Jane glaubte, seine brennenden Blicke im Rücken zu spüren. Sie drehte sich jedoch kein einziges Mal um. Die Detektivin fand einen schmalen Pfad, der quer durch den Wald führte und dann auf eine Straße stieß. Sie mußte nach Orlington. Aber in welcher Richtung lag der Ort? Jane entschied sich dafür, nach links zu gehen. Und sie hatte Glück. Schon bald verschwand der Wald rechts und links der Straße und wich umgepflügten Feldern, auf die das Silberlicht des Mondes schien. Einzelne Gehöfte tauchten wie die Buckel großer Ungeheuer aus der Dunkelheit auf. Die Ställe und Häuser machten allesamt einen verfallenen Eindruck. Schließlich hatte Jane den Ort erreicht. Wie eine Schlafwandlerin schritt sie durch die menschenleere Hauptstraße. Sie ging auf der Fahrbahnmitte, hatte die Lippen zusammengepreßt und versuchte, mit ihren Blicken die Dunkelheit zu durchdringen. Nirgendwo der Anschein von Leben, der gesamte Ort wirkte geisterhaft tot.

Jane schluckte. Viel besser als in dem verdammten Horror-Garten fühlte sie sich hier auch nicht. Bald erreichte sie das Dorfende. Am linken Fahrbahnrand stand ein Wagen. Rasch lief Jane näher und blieb ruckartig stehen, als sie die Autotype erkannte.

Es war ein Bentley. John Sinclairs Gefährt. Und ein paar Schritte weiter stand eine Harley Davidson, Jane wußte, daß Suko seit kurzer Zeit solch eine Maschine fuhr. Dann waren Suko und John hier?

Jane wischte sich über die Stirn. Sie zuckte zusammen, als sie in ihrem Rücken Schritte vernahm. Hastig drehte sie sich um. Vor ihr stand Suko, der Chinese.

Jane Collins blickte in Sukos Gesicht, das sich zu einem Lächeln verzog, dann warf sie sich dem Chinesen in die Arme.

»Mein Gott!« flüsterte sie.

In ihrer Stimme schwang all die Erleichterung mit, die sie in diesen Augenblicken empfand. Jane war überaus glücklich, endlich wieder ein bekanntes Gesicht zu sehen.

Urplötzlich löste sie sich von Suko. »Wo ist John?« wollte sie wissen.

Der Chinese blickte Jane ernst an. Dann sagte er: »Du mußt jetzt tapfer sein, Jane. Ich habe dir etwas zu erzählen…«

Die Privatdetektivin war Menschenkennerin genug, um zu wissen, daß mit John Sinclair etwas Schlimmes passiert war. Und sie spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen.

***

Bill Conolly schloß die Eingangstür des eleganten Bungalows hinter sich ab. Seine Frau Sheila hatte Licht gemacht. Die Wandlampen verbreiteten einen anheimelnden, gemütlichen Schein.

Es war schon nach Mitternacht. Das Ehepaar Conolly kam von einem Empfang zurück, an dem es aus gesellschaftlichen Gründen hatte teilnehmen müssen.

Auf dem Weg zum Livingroom zog Bill sein Smokingjackett aus und hängte es auf einen Bügel. Sheila rekelte sich bereits in einem weichen italienischen Ledersessel, hatte die Schuhe von den Füßen gestreift und die Beine ausgestreckt. Sie hielt die Augen geschlossen und entspannte sich. Bill, der an der Tür stehengeblieben war, nahm das Bild seiner hübschen Frau in sich auf. Ein warmes, herzliches Lächeln glitt über seine Lippen, und wieder dachte er daran, daß er keine bessere Frau hätte finden können.

Sheila war eine Schönheit. Und in den letzten drei Monaten schien sie noch mehr aufgeblüht zu sein. Man sagt Frauen, die in anderen Umständen sind, nach, daß sie in dieser Zeit noch schöner werden. Bei Sheila war das der Fall.

Ihr apartes Gesicht war runder geworden. Auf den Wangen lag ein rötlicher Schimmer, und in ihren Augen war ein Leuchten, das sich Bill nicht erklären konnte. Sheila hatte die vollen, kaum geschminkten Lippen ein wenig geöffnet, ihr lockiges, goldblondes Haar ruhte auf den Schultern der eleganten Pelzjacke. Sie trug ein langes, hellblaues Kleid, das raffiniert ihre schon rundlicher gewordene Figur kaschierte. Bisher war alles problemlos verlaufen. Der Arzt, den Sheila konsultierte, bescheinigte ihr, daß er selten eine so gesunde, junge Frau erlebt hätte. Und darüber war nicht nur Sheila froh.

Ohne die Augen zu öffnen, sagte sie: »Komm ruhig näher, Bill. Ich weiß, daß du an der Tür stehst.«

»Dir bleibt auch nichts verborgen, wie?«

Bill ging neben dem Sessel in die Knie. Sheila öffnete die Augen und drehte den Kopf so, daß sie den ehemaligen Reporter anblicken konnte.

»Allzu lang werden wir auf diese Parties nicht mehr gehen können«, sagte sie. »Ich war nie ein Partymensch, und die Luft dort und das dumme Gerede bekommen mir im Moment gar nicht.«

»Du sprichst mir aus der Seele«, gab Bill zu. »Ich habe auch keine

Lust, die Abende dort zu verbringen.«

»Aber zum Hausmann sollst du deshalb auch nicht werden«, meinte Sheila.

»Wieso?«

Sheila lächelte verschmitzt. »Denk mal an deine Abenteuer mit unserem Freund John. Die fehlen dir doch.«

Bill wollte schon antworten, doch Sheila ließ ihn nicht dazu kommen. »Streite es nicht ab, ich kenne dich.«

Bill nahm Sheilas Hand und ließ seine Lippen darüber gleiten. »Du machst dir zu viele Sorgen, Darling. Sieh mal, ich bin ein Mann ohne festen Beruf. Ich schreibe für die großen Magazine in aller Welt, aber ich bin nicht der Typ, der jeden Morgen um acht Uhr aus dem Haus geht, um die nächsten Stunden im Büro zu verbringen. Damit ich meine Artikel so lebensecht wie möglich schreiben kann, muß ich mich in der Welt umsehen. Und wenn es mit John Sinclair ist.«

»Aber John hat einen sehr gefährlichen Beruf«, hielt Sheila entgegen. »Daran solltest du denken.«

»Bisher ist nichts passiert.«

»Niemand hat das Glück gepachtet, Bill. Ich will nur nicht, daß unser Kind ohne Vater aufwächst. Das ist es.«

»Wir werden da schon eine Lösung finden«, erwiderte Bill Conolly diplomatisch.

»Ach, Bill.« Sheila streichelte ihrem Mann über das dunkle Haar. »Ich habe niemals bereut, daß ich dich geheiratet habe. Das kannst du mir glauben.«

Die nächsten Minuten verliefen schweigend. Nur das Ticken der Uhr war zu hören.

»Wenn wir so weitermachen, sitzen wir zum Frühstück noch hier«, sagte Sheila schließlich.

»Du hast recht.« Bill stimmte ihr zu. Er erhob sich, reichte Sheila die Hand und zog sie aus dem Sessel. Sheila befand sich noch in der Bewegung, als Bill die Lippen seiner Frau mit einem Kuß verschloß.

Sheila erwiderte den Kuß. Nach einer Minute lösten sie sich voneinander. Sheilas Blicke hatten einen verschleierten Ausdruck angenommen.

»Hast du noch etwas vor?« fragte sie flüsternd.

Bill lächelte. »Vielleicht…« Er ging zur Bar. »Aber vorher gönnen wir uns noch einen Gute-Nacht-Drink.«

»Für mich nur Orangensaft.«

»Geht klar.«

Bill mixte sich einen Manhattan. Zum Schluß legte er noch ein Stückchen Petersilie auf die Oberfläche.

Sheila blickte ihren Mann erstaunt an. »Was soll das denn bedeuten?«

Bill gab ihr das Glas mit Orangensaft. Er selbst deutete auf seinen

Drink.

»Ganz einfach«, erklärte er. »Ich habe mir doch einen Manhattan gemixt, und die Petersilie da in der Mitte, das ist der Central Park.«

Der Witz kam bei Sheila an. Sie verschluckte sich fast an ihrem Saft. Bill schlug ihr auf den Rücken. »Langsam, langsam«, sagte er lächelnd.

Und dann schellte es.

Bills Gesicht versteinerte, auch Sheila sah überrascht aus. »Wer kann das sein, jetzt um diese Zeit?« fragte sie.

»Keine Ahnung.« Bill hob die Schultern und verließ den Livingroom. »Ich sehe mal nach.«

»Sei vorsichtig.«

Der Bungalow war von einem gepflegten, parkähnlichen Grundstück umgeben. Das in die Mauer eingelassene Eisentor ließ sich fernsteuern. Die dafür benötigte Vorrichtung war in einer Nische in der Diele angebracht worden. Dort befand sich auch der kleine Monitor. Zwei versteckt angebrachte Fernsehkameras zeigten auf dem Bildschirm den Eingang zum Grundstück und einen Teil der Straße. Bill schaltete den Monitor ein.

Vor dem Tor stand ein Polizist, Er zog ein griesgrämiges Gesicht und drückte gerade wieder auf den in der Mauer eingelassenen Klingelknopf, Etwas entfernt sah Bill die Kühlerschnauze eines Streifenwagens. Der Reporter öffnete.

Das Eisentor glitt auseinander, und noch ehe sich der Beamte in Bewegung setzte, drang aus dem Lautsprecher Bills fragende Stimme. »Was hat Ihr Besuch zu bedeuten, Officer?«

»Ich habe eine Nachricht für Sie. Von Scotland Yard. Es ist sehr dringend.«

»Okay, kommen Sie.«

Bill schaltete die Anlage ab. Er spürte plötzlich ein unangenehmes Ziehen in der Magengegend. Mit fahrigen Bewegungen holte er eine zerknautschte Zigarettenpackung aus der Hosentasche. Hastig zündete er sich ein Stäbchen an.

»Was ist geschehen?« Lautlos war Sheila Conolly hinter ihren Mann getreten.

Der Reporter erschrak und drehte sich um. »Ein Polizist hat eine Nachricht für mich von Scotland Yard.«

Sheilas Augen wurden groß. »Ist es schlimm?«

»Weiß ich nicht.«

»Dann hängt es mit John zusammen.«

»Möglich.«

Sheila atmete tief ein. »Mach jetzt keinen Unsinn, Bill. Denk an unser Kind. Ich bitte dich.«

Bill winkte ab. »Keine Angst.« Dann öffnete er die Tür. Der Polizist kam den Weg hoch. Bill hatte die Beleuchtung auf dem Grundstück

eingeschaltet. Die Kugellampen verbreiteten einen milchigen Schein.

Der Polizist nahm Haltung an und grüßte. Er reichte Bill einen verschlossenen Umschlag. Anschließend mußte Bill den Empfang quittieren.

Sheila stand in der Diele und sah ihrem Mann über die Schulter hinweg zu. Sie hatte die Lippen fest aufeinandergepreßt. Sie ahnte, daß etwas auf sie zukam.

Der Polizist verabschiedete sich. Bill drückte die Tür zu und riß das Kuvert auf.

Die Nachricht war von Suko. Über die Dienststelle des Yard hatte er sich mit Bill in Verbindung gesetzt. Er hatte die Sätze kurz gefaßt, aber alles Wesentliche darin erklärt. Sheila und Bill lasen die Nachricht gemeinsam. Der Schock traf sie beide.

»Nein«, flüsterte Sheila. »Das ist – ist – unmöglich. John begraben, verschwunden…«

Bill faltete den Brief wieder zusammen. Sein Gesicht wirkte wie aus Stein gemeißelt, als er den Livingroom betrat und sich in einen Sessel fallen ließ.

Sheila nahm auf der Lehne Platz. In den Augen der jungen Frau leuchtete die Angst. »Was willst du jetzt unternehmen?« fragte sie.

Bills Antwort klang tonlos. »Ich fahre nach Orlington.« Sheila tat einen tiefen Atemzug. Sie nickte schwer.

»Ich hatte es mir gedacht.«

»Du willst doch nicht versuchen, mich zurückzuhalten?« fragte der Reporter.

»Kann ich das denn?«

»Nein.«

»Ich hatte es auch nicht vorgehabt.« Sheila barg ihren Kopf an Bills Schulter. »Du weißt selbst, wie gut ich John leiden mag. Wenn es noch etwas zu retten gibt, dann fahr. Fahr, Bill, bitte. Ich hoffe, daß es nicht zu spät ist. John – er – einmal…«

»Hör jetzt auf, Darling«, sagte Bill.

Er stand auf. »Ich ziehe mich um.«

Seine Stimme klang rauh und kratzig. Mit schleppenden Schritten verließ er den Livingroom. Die Nachricht hatte ihn getroffen wie ein Faustschlag. Aber auch Sheila war betroffen. Nicht einmal Bill sah die Tränen, die über ihre Wangen liefen.

***

Ich war sprachlos, geschockt, entsetzt. Mir fehlten einfach die Worte.

Der Schwarze Tod merkte, was in mir vorging, und er lachte schallend auf.

»Du wirst sterben und trotzdem leben. Hier in dieser Zwischenwelt, in den Dimensionen des Schreckens, wo Heulen und Zähneknirschen

herrschen, wirst du, John Sinclair, deine Zukunft verbringen. Für uns aber ist der Weg frei. Sicher, es gibt noch einige Menschen, die ebenso Dämonen jagen wie du, aber auch sie haben keine Chance gegen die geballte Macht der Finsternis.«

Der Schwarze Tod beugte sich auf seinem Thron vor. Seine Skeletthände umfaßten die Totenschädel an den Griffen.

»Du kannst dich frei bewegen, John Sinclair. Geh hinein, geh hinein in die Hölle. Deine weitere Existenz wird ein einziger Überlebenskampf sein. Du wirst gewinnen und doch verlieren. Du kommst aus dieser Hölle nicht mehr heraus. Es ist endgültig Schluß!«

Die Stimme des Schwarzen Tods verhallte. Seine Gestalt verblaßte plötzlich, wurde durchscheinend und war dann ganz verschwunden. Leer präsentierte sich der grauenhafte Thron meinen Blicken. Zurück blieben die beiden fischgesichtigen Monster mit ihren Lanzenwaffen.

Was hatte mir der Schwarze Tod versprochen? Mein Leben sollte aus Kampf bestehen. Und das mußte ich gleich unter Beweis stellen, denn die Monster setzten sich in Bewegung. Von beiden Seiten griffen sie an. Stoßbereit hielten sie ihre Lanzen umklammert. Geduckt schlichen sie näher. Ihre Mäuler standen offen. Die Reißzähne blinkten mir entgegen. Dann sprang der erste vor. Wuchtig wollte er mir die Lanze in den Leib rammen. Ich steppte zur Seite, packte den Schaft, rß dem Monster die Waffe mit einem Ruck aus der Hand und schleuderte sie ihm in den Rücken.

Das Monster brach zusammen. Dämonenblut tropfte aus der Wunde. Was mit dem Monster weiter geschah, konnte ich nicht sehen, denn der zweite fischgesichtige Dämon stürzte auf mich zu. Er schwang die Lanze über seinen Kopf, wollte sie nach unten rammen.

Ich warf mich zurück, stolperte, fiel, prallte auf den Rücken und verlor für einen winzigen Augenblick die Übersicht. Die Zeit reichte dem Ungeheuer. Wuchtig schleuderte es die Lanze.

Aus! schrie es in mir. Vorbei! Ich hatte keine Chance mehr, mich zur Seite zu werfen.

Plötzlich stoppte die Waffe mitten in der Luft, fing an zu glühen und löste sich auf. Sie wurde eins mit den Schwaden, die noch immer den Thron umschwebten.

Das Monster stand einen Moment wie erstarrt, dann riß er das Maul auf, gab einen urigen Schrei von sich, warf sich herum und rannte weg.

Erleichtert rappelte ich mich hoch. Ich begriff selbst nicht, aus welchem Grund die Lanze nicht getroffen hatte, bis ich an mir hinabschaute und das silberne Kreuz vor meiner Brust baumeln sah.

Dieser Talisman der Weißen Magie hatte mir das Leben gerettet. Er hatte die Kräfte des Bösen abgewehrt und einen unsichtbaren Schutzschild um meinen Körper gezogen. Ich sah mich nach dem

ersten Fischgesichtigen um. Er lag auf dem Rücken. Seine Haut war grau und eingefallen, schrumpfte immer mehr zusammen. Die Zähne fielen ihm aus. Es waren nur noch stumpfe Hauer.

Ich zog die Lanze aus seinem Körper. Ich wollte sie mitnehmen, wenn ich mich auf den Weg machte. Hierbleiben konnte ich nicht. Ich war nicht der Typ, der sich einfach in sein Schicksal fügte, und war es noch so negativ gezeichnet. Ich wollte und mußte nach einem Ausweg suchen. Und das ging nicht, wenn ich hier hocken blieb und wartete. Nein, ich nahm mein Schicksal selbst in die Hand. Daß mein alter Kampfeswille wieder aufgeflammt war, hatte sich schon gezeigt.

»Freut euch nicht zu früh«, murmelte ich. »So leicht ist der alte Geisterjäger nicht totzukriegen.«

Mit diesem Vorsatz nahm mein Marsch ins Ungewisse seinen Anfang…

Nach einer Stunde Fußmarsch mußte ich die erste Pause einlegen. Dieses verdammte unbekannte Land schaffte mich mit seiner Hitze und der feuchten Luft. Mein Atemsystem hatte sich noch nicht vollends auf die Gegebenheiten eingestellt. Es war immer noch den Sauerstoffgehalt der normalen Welt gewohnt, aber ich war froh, überhaupt atmen zu können. Die Landschaft hatte sich kaum verändert. Nur in der Ferne sah ich die Umrisse einer Gebirgskette im rötlichvioletten Dunst schimmern.

Wie weit es bis dorthin noch war, konnte ich nicht einmal schätzen, aber ich suchte mir diese Gebirgskette als Ziel aus. Es erschien mir psychologisch besser, ein Ziel zu haben.

Die erbeutete Lanze hielt ich in der rechten Hand. Dabei zeigte die Spitze nach oben, und ich benutzte die Lanze wie einen Stock.

Das Licht blieb gleich. Es gab keinen Sonnenaufgang und keinen -Untergang, nur das Glosen und Schimmern hüllte mich ein. Der Boden unter mir war fest. Er erinnerte mich an Lavagestein, grauen Basalt.

Ich sah kein Wild, keine Dämonen – nichts. Nur diese unendliche Weite bis hin zu der Gebirgskette.

Die Gedanken kamen von ganz allein. Ich dachte an meine Freunde. An Jane Collins, an Suko und Bill. Wie würden sie reagieren? Ahnten sie überhaupt, wo ich mich befand? Wohl kaum. Der Einstieg zum Dämonenreich unterhalb des Sarges war sicherlich nur Eingeweihten bekannt. Aber wo es einen Eingang gab, da mußte es auch einen Ausgang geben. Ich war davon überzeugt, daß ich an einer anderen Stelle wieder in die sichtbare Welt zurückkehren konnte. Und die Stelle mußte ich finden.

Der Durst setzte mir zu. Pelzig lag die Zunge im Hals. Wasser würde ich in der verdammten Einöde nicht finden, ich mußte mich also mit den Gegebenheiten abfinden. Wie lange ich unterwegs war, wußte ich nicht zu sagen. Zeit bedeutete hier nichts. Sie war ein Faktor, der im

Reich des Schreckens ausgeschaltet war. Als ich auf meine Uhr schaute, da sah ich, daß sich die Zeiger nicht mehr bewegten.

Das Gebirge schien kaum näher zu rücken. Es war mir, als würde ich zwei Schritte vor- und dann drei wieder zurückgehen. Unter meinen Schuhen quoll Staub hoch. Er blieb in der Luft stehen, da ihn kein Windzug auseinandefächerte. Die Hitze und Schwüle nahmen nicht ab. Im Gegenteil, sie schienen noch zugenommen zu haben. Aber das war wohl nur Einbildung.

Ich ging weiter. Schon bald schlurften meine Schuhe über das rissige Gestein. Ich fühlte mich unendlich verloren in dieser trostlosen Umgebung. Wie ein winziges Boot in einem weiten Ozean. Stunden vergingen. Jedenfalls glaubte ich das. Und dann – ich hatte die Hoffnung schon fast aufgegeben – erreichte ich die ersten Ausläufer des Gebirgszuges. Ich mußte jetzt steinige Hänge hinaufklettern, gelangte auf kleine Plateaus und überquerte wieder einen Hang. Keine Veränderung der Landschaft, keine Vegetation, nicht der winzigste Flecken Rasen oder Wiese. Ich ertappte mich dabei, wie ich mich nach einem Fleckchen Grün sehnte. Und sei es nur ein noch so winziges Stück Rasen oder ein erblühter Zweig. Nur nicht diese verdammte felsige Einöde. Einmal blieb ich stehen und warf einen Blick zurück. Ich befand mich auf einem Kamm, konnte von meinem Standpunkt aus den Weg zurückverfolgen.

Und ich sah einen Punkt, der sich auf meiner Unterlassenen Fährte bewegte.

Er näherte sich langsam, aber stetig. Minutenlang beobachtete ich ihn. Der Verfolger legte ein gleichmäßiges Tempo vor. Er schien in einer Art Indianertrab zu laufen. Aber wer hatte sich auf meine Fährte gesetzt? Der Schwarze Tod bestimmt nicht. Ich dachte eher an diese fischgesichtige Monster, das mich attackiert hatte.

Ich spielte mit dem Gedanken, dem Fischgesichtigen aufzulauern. Aber das hätte Zeit gekostet. Es würde sich bestimmt noch eine günstige Gelegenheit ergeben.

Die Pause hatte mir gutgetan. Mein Kraftakku war jetzt wieder aufgeladen. Ich marschierte weiter. An der linken Hüfte spürte ich den leichten Druck. Dort steckte in einer Lederscheide ein silberner Dolch. Außer dem Kreuz die einzige Waffe, die ich besaß. Die Pistole war in der normalen Welt zurückgeblieben. Ich sah zu den Bergen hoch. Scharfkantig hoben sich die Grate vor dem rotvioletten Himmel ab.

Keine Wolke schwebte an diesem düsteren Firmament. Es erschien mir glatt wie ein Spiegel.

Vor mir führte ein Hang in ein kleines Tal. Ich mußte den Hang hinunterrutschen.

Meine Schuhe hatten bisher gehalten. Ihr gratulierte mir dazu, daß ich bei der Fußbekleidung nicht gespart hatte. Wie ein Bergsteiger

fegte ich in das Tal hinab. Meine Beine liefen automatisch. Es gelang mir kaum, abzustoppen. Dabei fiel ich hin und prellte mir meinen rechten Ellbogen. Ich blickte mich um. Das Tal war eine Falle. Um an der anderen Seite herauszukommen, mußte ich an glatten Felswänden hochklettern. Ein nahezu sinnloses Unterfangen. Selbst ein geübter Bergsteiger hätte seine Schwierigkeiten gehabt. Da ich kein Bergsteiger war und auch keine Flügel hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als einen anderen Weg zu suchen. Aber den gab es nicht.

Von drei Seiten schienen mich die Felswände höhnisch anzuglotzen. Das rötliche Licht spiegelte sich auf ihnen wider. Meine Blicke glitten an den glatten Wänden hoch, und ich entdeckte in großer Höhe höhlenartige Einstiege. Die dunklen Löcher waren kaum auszumachen. Ich mußte schon genau hinsehen, um überhaupt etwas erkennen zu können. Also den Weg zurück? Ich drehte mich um.

Und da sah ich das fischgesichtige Monster. Es stand unbeweglich oben am Rand des Hanges und starrte mit seinen Glotzaugen auf mich nieder.

Ich hob drohend die Lanze, konnte das Monster jedoch nicht beeindrucken. Es regte sich nicht einmal. Irgendwie schien es mir, als warte der Dämon auf ein ganz bestimmtes Ereignis. Ich fühlte mich auf einmal unwohl, spürte, daß etwas in der Luft lag. Im Laufe der Jahre hatte ich einen Sinn für Gefahren entwickelt, und der ließ mich auch jetzt nicht im Stich. Ich drehte mich im Kreis. Das war mein Glück.

Plötzlich nahm ich oben an den Höhlen Bewegungen wahr. Und im nächsten Augenblick schwebten vier Vögel aus ihren Behausungen. Vögel?

Nein, zum Teufel. Das waren Flugechsen. Horrorwesen aus dem Reich der Fabel und der Frühgeschichte der Erde. Beinahe lautlos glitten sie durch die Luft. Nur hin und wieder hörte ich heiseres Gekrächze.

Ich packte die Lanze fester, aber die würde mir auch nicht mehr viel nützen.

Die Vögel begannen zu kreisen. Sie hatten mich als Opfer auserkoren. Aber erst einmal ließen sie mich zappeln. Schon bald bekam ich einen Drehwurm, da ich ihre Flugbahnen mit den Augen verfolgte und dabei den Kopf bewegen mußte.

Und dann stieß die erste Echse dem Boden entgegen. Pfeilschnell schoß sie heran. Ich sah den langen spitzen Schnabel, der mich aufspießen würde wie eine Nadel, sprang zur Seite, hob den rechten Arm, holte aus und schleuderte die Lanze. Geschickt wich die Echse aus. Mitten im Flug korrigierte sie die Richtung.

Die Lanze zischte vorbei.

Ich begann zu rennen, suchte verzweifelt meine Chance. Hinter mir

vernahm ich das Rauschen der riesigen Flügel, aber auch von vorn und von der Seite jagten sie heran.

Dann waren sie über mir. Instinktiv riß ich den rechten Arm als Deckung vor mein Gesicht. Es nutzte nichts.

Der Stoß in den Rücken traf mich hart und schmetterte mich zu Boden. Dann spürte ich Krallen, die sich in meiner Kleidung festzerrten. Ein Ruck, und ich schwebte in der Luft.

Vor Schreck überschlug mein Herz einen Sprung. Wehrlos wurde ich in die Lüfte gehievt und sah das kleine Tal unter mir immer mehr verschwinden.

Noch einmal konnte ich den Fischgesichtigen sehen. Es sah aus, als hätte sich sein breites Maul zu einem häßlichen Grinsen verzogen…

Die Morgennebel lagen wie Watteschleier über den zahlreichen Wiesen und Äckern. Das Grau der Nacht verschwand im Westen. In entgegengesetzter Richtung stieg die fahle Spätwintersonne empor.

***

Ruhig lag das Dorf inmitten der grünen Hänge. Die hohen Nadelbäume verströmten einen frischen Geruch, den der Morgenwind ins Tal wehte. Auf den Hausdächern lag der Tau wie eine glitzernde Schicht. Die Fensterscheiben waren beschlagen, und auch auf dem Bentley hatte sich ein feuchter Film gebildet. Neben dem englischen Wagen stand ein deutscher Porsche. Die Motorhaube war noch warm. Bill Conolly war erst vor wenigen Minuten an seinem Ziel eingetroffen.

Er, Jane Collins und Suko saßen in ihrem vorläufigen Hauptquartier. Und zwar in Dunhills Gasthaus. Sie hatten um einen runden Tisch Platz genommen. Von der Decke herab hing eine Petroleumlampe. Sie verbreitete ein trübes Licht und warf ihren rotgelben Schein über die Gesichter der Anwesenden. Jane Collins hatte Kaffee bestellt. Der Wirt war nicht zu sehen. Schweigend hatte er sich in seine Privaträume verzogen. Suko und Jane berichteten Bill in allen Einzelheiten über den neuen Fall. Der Reporter hörte schweigend zu. Hin und wieder sog er an seiner Zigarette.

Der Kaffee kam. Monja brachte ihn. Auf einem Tablett trug sie die dickwandige Kanne und Tassen aus dem gleichen Material. Schweigend deckte sie den Tisch. Hin und wieder musterte sie die Anwesenden mit scheuem Blick.

Als sie sich zurückziehen wollte, hielt Suko sie fest. »Bleiben Sie noch, Monja.«

Das Mädchen lächelte schüchtern. Suko deutete auf den freien Stuhl neben Jane. »Setzen Sie sich.«

Monja wurde rot. »Aber mein Vater…«

Suko schüttelte den Kopf. »Er wird Ihnen nichts tun. Das verspreche

ich.«

»Sie können ruhig weiter du zu mir sagen«, meinte Monja mit leiser Stimme. Gehorsam nahm sie Platz.

Jane Collins hatte inzwischen die Tassen vollgeschenkt. Der Kaffee war ziemlich stark und hätte Tote zum Leben erweckt.

Sogar Suko, der normalerweise Tee vorzog, trank die dunkelbraune Brühe.

»Daß John Sinclair nicht mehr in seinem Sarg liegt, wirst du ja inzwischen wissen, Monja«, begann er das Gespräch. »Stellt sich die Frage: Wo kann er sein? Du, Monja, kennst Orlington am besten. Du bist hier aufgewachsen und scheinst als einzige nicht von dem dämonischen Bazillus infiziert worden zu sein. Deshalb frage ich dich, ob du vielleicht einen Ausweg weißt. Kannst du dir vorstellen, wo John Sinclair geblieben ist. Und wenn ja, wie wir ihn finden können?«

Monja senkte den Kopf und hob die Schultern. »Das ist schwer zu sagen. Vielleicht ist des Rätsels Lösung in diesem Landhaus zu finden.«

»Aber John ist auf dem Friedhof verschwunden«, meinte Jane Collins.

»Es könnte eine Verbindung zwischen Friedhof und Landhaus geben«, vermutete Bill.

»Ich schlage vor, wir sehen uns das Grab noch einmal an.« Jane trank einen Schluck Kaffee. »Wenn ihn niemand aus dem Sarg geholt hat, muß er meiner Meinung nach durch das Grab…«

»Das ist ja nicht sicher«, warf Suko ein. »Wir wissen nicht, ob er in dem Sarg gelegen hat. Niemand von uns hat das gesehen. Wir müssen uns also auf die Aussagen der Dorfbewohner verlassen.«

»Und die stecken alle unter einer Decke«, knurrte Bill. Er zündete sich die nächste Zigarette an.

»Mal was anderes«, sagte Jane Collins. »Hat einer von euch vielleicht diesen Zarcadi schon einmal gesehen? Ich kenne ihn, und ich bin der Meinung, daß wir ihm mal auf den Pelz rücken sollten. Mit vereinten Kräften werden wir ihn schon schaffen.«

Die beiden Männer fanden Janes Idee gut, nur Monja hatte Einwände.

»Wenn ihr Zarcadi angreift, habt ihr das gesamte Dorf gegen euch. Die Einwohner halten zu ihm. Sie würden euch töten.«

Suko lächelte. »Es wird kaum jemand merken, daß wir uns um den großen Meister kümmern.«

»Als ich aus meiner Bewußtlosigkeit erwachte, war er verschwunden«, gab Jane zu bedenken.

»Er hat ja nun, was er wollte. John Sinclair. Er wird ihn in sein Reich geholt haben, und was er dort mit ihm anstellt, das könnt ihr euch vorstellen.« Ihre Stimme war zum Schluß immer leiser geworden.

Suko legte Jane tröstend seine Hand auf die Schulter. »Noch ist John

nicht verloren. Du müßtest ihn doch kennen. So leicht wirft den nichts aus der Bahn.«

»Aber wenn er sich wirklich in einer anderen Dimension befindet, ist er nur von Feinden umgeben.«

Jane Collins verstummte plötzlich. Ihre Wangenmuskeln zuckten, und ihr Gesicht nahm eine kalkweiße Farbe an.

»Hört ihr nicht?« flüsterte sie. »Hört ihr das Geigenspiel nicht? Zarcadi ist da.« Die anderen nickten.

Da sprang Monja mit einem Schrei auf. Ihre Gesichtszüge verzerrten sich vor Entsetzen. »Die Totenmelodie!« schrie sie. »Er spielt die Totenmelodie…«

Bill packte das Mädchen an der Schulter und schüttelte es. »Und? Was bedeutet das?«

»Daß jemand sterben wird«, schluchzte Monja…

***

Die Flugechse riß mich höher, immer höher. Ich strampelte mit Armen und Beinen, merkte sehr schnell, daß es keinen Sinn hatte, und verhielt mich ruhig.

Der Flugwind pfiff mir um die Ohren, zerzauste mein Haar und trocknete den Schweiß auf meiner Stirn. Die anderen Flugechsen flogen neben mir. Ihre Flügel glitten auf und nieder. Ich sah die grünbraune, lederartige Haut, die mir so fest wie Stahl erschien. Als mein Blick weiterwanderte, erkannte ich auch den langen spitzen Schnabel, der wie eine Speerspitze aus dem flachen Schädel ragte.

Wir flogen bereits über den Berggraten, schienen einzutauchen in die Unendlichkeit des rotvioletten Himmels. Das erste Angstgefühl hatte sich gelegt. Diese Flugdrachen wollten mich nicht töten. Wie es aussah, hatten sie einen bestimmten Auftrag zu erfüllen. Sie sollten mich irgendwohin bringen. Vielleicht an einen sicheren Ort?

Turbulenzen und Fallwinde herrschten hier oben. Die Flugdrachen ließen sich von den Luftströmungen tragen, hatten die Flügel angelegt und sahen jetzt aus wie lebende Raketen. Dieser lächerliche Vergleich fiel mir ein. Er zeigte mir aber auch, daß die Angst nun doch nicht mehr so fest in meinem Inneren saß. Nein, sie war eher einer gespannten Erwartung gewichen.

Das Gebirge hatten wir überflogen. Ich warf einen Blick nach unten und erkannte eine riesige, mir unendlich erscheinende sandgelbe Ebene. Eine Wüste?

Durchaus möglich. Es war beinahe damit zu rechnen, daß in den Dimensionen des Schreckens die toten und öden Landstriche überwogen.

Ich schloß die Augen, damit der Flugwind sie nicht entzünden konnte. Das passive Verhalten tat mir gut. Ich empfand den Flug

beinahe als angenehm.
Hin und wieder stieß einer der Drachenvögel krächzende Laute aus. Sie erinnerten mich an das Schreien von Geiern. Was ich in dieser Schreckenswelt erlebte, das würde mir kein Mensch glauben. Normalerweise war es für einen Sterblichen unmöglich, zwischen die Dimensionen zu gelangen, es sei denn, die Mächte der Finsternis hatten sich ihn als Opfer ausgesucht, dann konnte es passieren, daß der Unglückliche für immer verschwand.
Die meisten Menschen stritten die Existenz einer Dämonenwelt rundweg ab. Es konnte eben nicht geben, was es nicht geben durfte. So einfach war das.
Dabei wußten die Ignoranten nicht einmal, daß es mehrere Dämonenwelten gab. Diese lagen wie Schichten über- und untereinander, standen durch transzendentale Tore in Verbindung, die, wenn man sie durchschritt, die Zeit aufhoben. Und überall in diesen Welten gab es Risse, Spalten und Einstiege zur normalen sichtbaren Welt. Nur wußten die meisten Menschen nichts davon. Und die wenigen, die das Geheimnis kannten, hüteten sich, es auszuplaudern.
Ich war in einer dieser Welten gelandet. Welche es war, das wußte ich bis jetzt nicht. Aus alten Büchern und Erzählungen war mir jedoch bekannt, daß auch in den Dämonenwelten eine bestimmte Hierarchie herrschte, bei der sich die rangniederen Dämonen unterzuordnen hatten. Taten sie es nicht, dann wurden sie bestraft. Auf eine grausame, unbeschreibliche Weise, wie sie sich nur die Teufelsdiener persönlich ausdenken konnten.
Ich dachte wieder an den Schwarzen Tod, diese häßliche Horrorgestalt, die es sich in den Schädel gesetzt hatte, mich umzubringen. Die andere Seite mobilisierte wirklich ihre stärksten Kräfte. Ich konnte es sogar verstehen, denn ich hatte ihr bereits viele Niederlagen zugefügt. Asmodis, der oberste Höllenfürst, mußte toben. Er war der absolute Herrscher im Reich des Schreckens, und er persönlich hatte mich wohl auf die schwarze Liste gesetzt.
Ein verdammt mieses Gefühl. Auf der Erde kannte ich mich wenigstens aus, da war ich beweglicher, kannte zahlreiche Tricks und hatte meine eigenen Kampfpraktiken entwickelt. Aber hier war ich nur ein Sandkorn im Meer, das von den haushohen feindlichen Wogen weggespült wurde.
Meine Gedanken zerfaserten. Ich öffnete die Augen spaltbreit und fand mich in der Realität wieder. Die Landschaft unter mir hatte sich verändert. Der Flugdrachen war, ohne daß ich es bemerkt hatte, tiefer geflogen. Nichts war mehr von dem wüstenartigen Gelände zu sehen. Statt dessen sah ich zerfallene braune Türme, entdeckte haushohe Felsen, die von gebogenen Steinbrücken überspannt wurden und so

miteinander in Verbindung standen. Die Türme wirkten wie abgebrochene Schornsteine, waren aber wesentlich breiter. Ich sah höhlenartige Öffnungen und an den Außenwänden Treppenstufen, die sich wendelartig nach oben wanden. Die Drachen verloren an Höhe, Rasend schnell näherten wir uns jetzt dem Boden.

Mir wurde schwindlig. Ich schloß die Augen. Und dann lösten sich die Krallen von meinem Rücken. Hart fiel ich zu Boden. Mein Körper schlug nach vorn, meine Lippen gerieten auf die Erde, und ich schmeckte Staub im Mund. Es knirschte zwischen den Zähnen.

Über mir rauschten die Flügel auf. Die Drachenechse stieg in die Luft und flog davon.

Ich drehte den Kopf zur Seite und blickte ihr nach. Sie gesellte sich zu ihren Artgenossen. Gemeinsam flogen sie auf den höchsten Turm zu und ließen sich auf dessen Rand nieder. Wie Steindenkmäler blieben die Drachen auf dem Rand des Turms hocken. Dabei hielten sie ihre langen flachen Köpfe gesenkt und beobachteten mich.

Ich rappelte mich mühsam hoch und blickte mich um. Ich befand mich auf einer Art Straße, die durch eine Schlucht führte. Rechts und links zerklüftete Felswände. Aus ihnen heraus wuchsen die Türme. Ich sah breite, höhlenartige Eingänge, die wie Tunnel in die Felsen hineinführten. Ich war in einer von Dämonen verlassenen Stadt gelandet. Gab es auch hier im Reich des Schreckens Geistersládte? Ich konnte es einfach nicht glauben. Was hätte es für einen Sinn gehabt, mich hierher zu bringen?

Langsam schritt ich über den mit haarfeinen mehligen Staub bedeckten Boden. Jeder Schritt ließ kleine Wolken hinter meinen Absätzen hochquirlen, die sich nur langsam wieder senkten. Rechts von mir lag der erste Höhleneingang. Er war ziemlich breit und hoch. Ich blieb stehen und schaute hinein. Ein seltsames Zwielicht herrschte im Innern der Höhle. Es war nicht völlig finster, aber auch nicht so hell, daß ich Umrisse oder Konturen hätte erkennen können. Ich glaubte aber, etwas schimmern zu sehen, das mich an ein Augenpaar erinnerte. Ich ging näher, Schritt für Schritt auf den Höhleneingang zu. Bald schon konnte ich besser sehen. Die Luft im Innern des Felsens schien mit winzigen hellen Partikelchen geladen zu sein. Sie flimmerten vor meinen Augen und zogen mich auf irgendeine Weise an.

Und dann – nach genau drei Schritten – geschah es. Ich hörte hinter mir ein Geräusch, warf mich herum, doch es war zu spät.

Mit Donnergetöse fiel ein Eisengitter vor den Eingang. Die Stäbe waren dicker als Männerarme, liefen unten spitz zu und bohrten sich in den Boden. Ich war gefangen.

Trotzdem sprang ich vor, rüttelte an den Stäben und versuchte, sie aus dem Boden zu reißen.

Wer hatte dieses verdammte Gitter herunterfallen lassen? Hatte ich vielleicht eine magische Sperre überschritten und damit den Kontakt ausgelöst? Oder aber gab es doch irgendwelche Dämonen, die im Verborgenen lauerten und nur darauf gewartet hatten, daß ich in die Falle lief? Wie es auch war, ich konnte so oder so nicht mehr zurück. Ich saß fest und hatte nur noch die Möglichkeit, mich nach vorn zu orientieren.

Schritt für Schritt ging ich tiefer in die Höhle hinein. Meine Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt. Ich sah, daß die Wände aus rauhem Gestein bestanden, und ich entdeckte Nischen, die in unregelmäßigen Abständen in den Fels gehauen worden waren. Die Nischen waren etwa so hoch wie ein ausgewachsener Mann. Soviel ich erkennen konnte, waren sie leer.

Wie lang der Tunnel war, der in den Fels hineinführte, wußte ich nicht. Und ob es einen zweiten Ausgang gab, das war auch noch die große Frage.

Tiefer und tiefer schritt ich in den Tunnel. Ich konnte nicht sagen, ob die Luft schlechter wurde. Mein Körper hatte sich auf die gegebenen Verhältnisse eingestellt. Der Gang wurde breiter, und ich vernahm plötzlich Stimmen. Wispernd und raunend.

»Da kommt Besuch!« flüsterte es. »Ein Neuer.«

»Endlich.«

»Er kann sich freuen.«

»Sein Blut wird ihnen guttun.«

Ich hörte die Stimmen und hatte das Gefühl, Eiswasser würde durch meine Adern strömen. Kalt rann eine Gänsehaut über meinen Rücken. Diese Stimmen, die von überall heranwehten, flößten mir Angst ein. Und dann sah ich die Gestalt. Vor mir und nur in Umrissen.

Langsam näherte sie sich. Soviel ich jetzt schon erkennen konnte, war es eine Kreatur, die auf zwei Beinen ging. Ein Mensch?

Ja, es war ein Mensch. Ein Mann. Schlurfend kam er näher. Er lachte leise und blieb einen Schritt vor mir stehen. Es traf mich wie ein Schlag.

Es war ein Mann, den ich kannte. Inspektor Fenton, ein Kollege!

Aber wie hatte er sich verändert! Als ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte, war er voller Energie gewesen. Er wollte die ganze Welt aus den Angeln heben. Doch jetzt war er ein alter Mann. Ich kannte Fenton von einem früheren Fall. Dann hatte er einen mysteriösen Fall bearbeitet, von dem er nicht wiederkehrte. Er war einfach verschwunden, galt als vermißt. Hier sah ich ihn also wieder!

Er stand gebeugt, hatte den Kopf zwischen die Schultern gezogen und blickte mich aus müden Augen an. Die Haut bestand nur noch aus Falten, schien an seinen Knochen zu rängen und gar nicht mehr zum Körper zu gehören. Das Haar umrahmte strähnig den Schädel. Spitz

stach die Nase aus dem Gesicht hervor.
»Oberinspektor Sinclair!« flüsterte mein Kollege. Er war ein Greis, völlig ausgelaugt. Leer, verbraucht… Er mußte durch eine Hölle gegangen sein, anders konnte ich mir seinen Zustand nicht erklären. So etwas wie ein Lachen schimmerte auf seinem Gesicht.
»John Sinclair, der Geisterjäger«, flüsterte er. »Jetzt haben sie dich also auch. Ich hatte es mir gedacht. Sie holen jeden, der ihnen nicht paßt.«
»Wer ist sie?« wollte ich wissen.
»Die Wächter. Es sind grauenhafte Gestalten, die hier die Herrschaft ausüben. Sie alle sind die Diener des Schwarzen Tods, dem das Reich gehört. Er ist hier der unumschränkte Herrscher, ja, er ist der König im Land der toten Götter.«
»Wie kommt man auf diesen Namen?«
»Weil hier die Götter begraben sind. Tief unter dem Fels sind sie eingemauert. All die guten und strahlenden Helden der Sagenwelt. Sie haben tatsächlich gelebt, doch als es dem Schwarzen Tod zuviel wurde, hat er sie vernichtet. Töten konnte er sie nicht, aber er hat ihnen die Gräber für die Ewigkeit verschafft.«
»Und wie kommt man hier raus?«
»Wie kommst du hierher, Fenton?« fragte ich.
»Der letzte Fall, den ich bearbeitete. Dahinter steckte ein Dämon. Er entführte mich und brachte mich in diese Dimension des Schreckens.«
Fenton begann zu kichern. »Nie mehr, John. Nie mehr kommst du hier weg. Du bist ein Gefangener wie wir.«
»Aber der Schwarze Tod schafft es auch, auf die Erde zu gelangen.«
»Er ist ein Dämon.«
Ich ließ das Thema erst einmal und wies an Fenton vorbei. »Wohin führt dieser Gang?«
»Zuerst in unsere Höhlen und dann ins Freie.«
Ich horchte auf, doch Fenton zerstörte meine Illusionen schon im nächsten Augenblick.
»Das Freie ist eine Arena. Eine haushohe und glatte Mauer sperrt sie von den Terrassen ab. Es ist unmöglich, dort hinaufzugelangen. Und oben lauern die Drachen. Sie töten jeden, der die Terrassen erklommen hat. Zwei Männer habe ich schon sterben sehen. Es war grausam.«
»Diese Wächter, von denen du gesprochen hast, sind es Dämonen oder auch Menschen?«
»Es sind Dämonen!«
»Wie sehen sie aus?«
»Wie der Schwarze Tod. Nur kleiner. Während der Schwarze Tod seine Gestalt verändern kann, bleibt sie bei ihnen gleich. Auch sind ihre magischen Kräfte nicht so groß, aber stärker als die der

Fischgesichtigen.«

»Dann habe ich damit also auch noch zu rechnen.«

Fenton nickte. »Ja. Sie sind für die niederen Arbeiten zuständig. Sie bewachen die Gefangenen und schleppen sie hinterher in die Arena.«

»Und was geschieht dort mit ihnen?«

»Sie müssen kämpfen. Gewinnen sie, bleiben sie am Leben, das ist alles.«

»Wer sind ihre Gegner?« rief ich.

Fenton hob die rechte Hand. »Ich gebe dir keine konkrete Antwort. Du mußt es schon selbst herausfinden, vielleicht wirst du es auch bald sehen. Soviel ich weiß, muß sich heute abend wieder jemand zum Kampf stellen.«

»Und wer wird das sein?«

»Ich«, erwiderte Fenton mit rauher Stimme.

***

Monja Dunhill wollte zur Tür laufen, doch Suko hielt sie fest.

»Lassen Sie mich!« schrie das Mädchen. »Ich muß raus hier. Das Geigenspiel, es macht mich verrückt.«

Suko drückte Monja zurück auf den Stuhl. »Du hast gesagt, jemand muß sterben. Wer muß sterben? Wer?«

Monja schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Das Spiel – es macht mich verrückt – verrückt!«

Sie begann zu schreien, schlug nach dem Chinesen. Da klatschte Sukos Hand gegen ihre Wange. Monja verstummte.

»Sorry«, sagte Suko, »aber es mußte sein.« Stumm blickte das Mädchen den Chinesen an. Doch es lag kein Vorwurf in seinem Blick. Wahrscheinlich hatte Monja verstanden.

Die Melodie der Teufelsgeige klang schrecklich. Die schaurigen Töne drangen an das Gehör der Menschen, umnebelten die Hirne und preßten ihnen die eigenen Gedanken aus dem Schädel. Grausam war die Melodie anzuhören, sie schien körperliche Schmerzen zu bereiten.

Jane Collins wand sich auf ihrem Stuhl. Sie hat den Mund aufgerissen und schnappte nach Luft.

Bill erging es nicht viel besser. Sein Gesicht war verzerrt, als kämpfe er gegen große Schmerzen an. Plötzlich sprang er von seinem Sitz hoch.

»Ich muß zu ihm!« brüllte Bill und rannte auf die Tür zu. Suko sah die Gefahr. Mit einem wahren Panthersprung flog er von der Seite auf den Reporter zu, erreichte ihn kurz vor der Tür und riß ihn zu Boden. Der Chinese kannte die Melodie schon. Jetzt kämpfte er verbissen dagegen an. Er wollte sich nicht beeinflussen lassen; wenn er nachgab, waren sie alle verloren. Bill Conolly wehrte sich. Suko mußte einen Faustschlag hinnehmen, der nicht von schlechten Eltern war. Sein

Kopf wurde ihm in den Nacken gerissen.
Bill wollte aufspringen, doch Suko stellte ihm ein Bein. Wieder fiel der Reporter zu Boden. Er brüllte auf, warf sich sofort herum, flog hoch und lief genau in Sukos Handkantenschlag hinein. Ohne einen Laut von sich zu geben, sackte er zu Boden und blieb bewußtlos liegen.
Suko hatte wohldosiert geschlagen. Für die nächsten fünfzehn Minuten war Bill Conolly außer Gefecht gesetzt. Suko drehte sich. Monja Dunhill hockte auf einem Stuhl, hatte die Hände gegen die Ohren gepreßt und murmelte Gebete. Jane Collins lag mit dem Oberkörper auf dem Tisch und trommelte mit beiden Fäusten auf die Platte. Dabei stieß sie Laute aus, die nichts Menschliches mehr an sich hatten.
Suko war als einziger ganz normal geblieben.
Schwere Schläge hämmerten gegen die Tür.
»Aufmachen!« brüllten mehrere Stimmen gleichzeitig.
Da hörte Suko einen Schrei.
Monja hatte ihn ausgestoßen. Sie sah ihren Vater zuerst, der, mit einem Messer bewaffnet, aus der Küche kam. Mit der Klinge konnte man eine Rindskeule zerteilen. Und das mit einem Schnitt.
Suko starrte dem Mann in die Augen. Sie wirkten leer, tot, ohne Leben.
Die Melodie hatte bereits Früchte getragen.
Das Messer stoßbereit in der Hand, stampfte er auf Suko zu.
Der Chinese wich zur Seite aus. Er wollte den Wirt noch etwas näher kommen lassen, um ihn dann mit einem Karateschlag außer Gefecht zu setzen. Doch Dunhill spielte ihm einen Streich.
Er sprang plötzlich nach rechts. Genau auf Jane Collins zu.
Obwohl alles blitzschnell ging, sah Suko das Geschehen wie in einer Zeitlupenaufnahme. Der Wirt hielt das Messer hoch und war bereit, es in der nächsten Sekunde in Jane Collins' Rücken zu rammen.
Suko tat das einzig richtige.
Er riß die Beretta hervor und feuerte.
Der Schuß bellte auf.
Die Kugel drang in die Achselhöhle des Wahnsinnigen und fuhr auf der anderen Seite wieder hinaus. Dunhill ließ das Messer fallen, Er preßte die linke Hand auf die getroffene Stelle und wankte zurück in das Hinterzimmer. Kein Laut drang aus seinem Mund.
Monja, die die Szene mit weit aufgerissenen Augen angesehen hatte, wollte hinter ihrem Vater her.
»Dad!« schrie sie. »Dad – ich…«
»Bleib hier!« brüllte Suko. Mit zwei Sätzen hatte er das Mädchen erreicht, riß es an der Schulter herum und fauchte: »Wo ist dein Zimmer? Wo?«

»Oben!«
»Können wir uns da verstecken?« Monja nickte.
»Dann rauf. Geh vor. Ich folge dir, und dann verriegele ich die Tür.«
»Aber mein Vater. Er ist…«
»Er wird daran bestimmt nicht sterben.«
Die Schläge gegen die Tür waren verstummt. Suko konnte sich nur einen Grund dafür denken. Der Schuß mußte die Leute irritiert und ihre Aktionen vorläufig gestoppt haben. Dem Chinesen war das sehr recht. Er lief zu dem Bewusstlosen Bill Conolly, bückte sich und hievte den Reporter über seine linke Schulter.
Monja Dunhill stand am Hinterausgang und wußte nicht so recht, was sie tun sollte.
»Hilf Miss Collins!« rief Suko.
Das Mädchen nickte hastig und lief auf die Detektivin zu. Sie sprach Jane an, doch die reagierte nicht. Ihr Kopf pendelte von einer Seite zur anderen, sie murmelte unversländliche Worte.
»Zieh Miss Collins hoch!« verlangte Suko. Er stand jetzt ebenfalls in der Hintertür.
Monja versuchte es. Jane Collins folgte willenlos wie eine Puppe. Gehorsam setzte sie einen Fuß vor den anderen.
»Na also«, sagte Suko. Das Geigenspiel war leiser geworden. Als Suko durch die Fensterscheiben des Gastraumes blickte, erkannte er verschwommen die Umrisse von Gesichtern. Noch traute sich niemand, die Scheiben einzuschlagen, doch lange würde es sicherlich nicht mehr dauern. Da flog auch schon der erste Stein.
Klirrend ging die Scheibe zu Bruch. Große Splitter fielen in den Gastraum.
Das Geräusch des splitternden Glases war noch nicht verhallt, als die nächste Scheibe zu Bruch ging.
»Jetzt aber nichts wie weg!« rief Suko. Er hatte sich den Plan genau überlegt und wußte, warum er in das Zimmer des Mädchens gehen wollte.
Dort konnte er besser die Stellung halten. Ein Ausbruch war mit dem Bewusstlosen Bill Conolly und der kaum noch zurechnungsfähigen Jane Collins nicht möglich. Die Einwohner hatten das Gasthaus umstellt. Sie würden keinen entkommen lassen. Es war für den Chinesen gar nicht so einfach, mit seiner Last auf der Schulter die schmale Stiege hochzuklettern. Er hatte das Mädchen vorgehen lassen. Unten im Gastraum tobten bereits die ersten Eindringlinge.
Monja riß die Zimmertür auf. »Schnell!« rief sie. »Schnell!«
»Ein alter Mann ist doch kein Schnellzug!« keuchte Suko, drückte sich an Monja vorbei und ließ den Bewußtlosen auf das Bett des Mädchens fallen.
Monja rammte die Tür zu. Aufatmend lehnte sie sich mit dem Rücken

gegen das Holz. Jane Collins saß auf einem einfachen Holzstuhl. Ihr Kinn war auf die Brust gesunken, die Arme baumelten am Körper herab. Sie schien sich in tiefer Trance zu befinden.

»Geh von der Tür weg!« befahl Suko. Monja drückte sich zur Seite.

Suko deutete auf das Fenster. »Stell dich daneben und paß auf, was draußen geschieht.« Monja gehorchte.

Suko selbst baute sich an der Tür auf. Er hörte Schritte die Treppe hochpoltern.

Der Chinese holte tief Luft. Dann brüllte er: »Okay, Freunde, der erste, der sich der Tür nähert, bekommt ein drittes Auge. Ist das in eure Hohlschädel hineingegangen, oder muß ich erst die Probe aufs Exempel machen?«

Schweigen. Dann eine Stimme: »Wir haben den längeren Atem. Zarcadi wird dich vernichten. Er hat die Todesmelodie gespielt…«

»Ja, ja, schon gut«, rief Suko zurück.

Er hörte, wie sich die Leute wieder entfernten. Einigermaßen beruhigt wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Das war gerade noch einmal gutgegangen.

Monja löste sich vom Fenster und lief auf ihren schmalen Kleiderschrank zu. Suko beobachtete gespannt, wie sie ein Kreuz herausholte und es Jane Collins in die Hand drückte.

»Das wird ihr helfen«, sagte sie.

Suko lächelte. »Du bist ‘ne Wucht!«

Die Kleine wurde tatsächlich noch rot. »Wie lange werden wir hier oben bleiben müssen?« fragte sie zaghaft.

Der Chinese hob die Schultern »Keine Ahnung. Aber bis zum Einbruch der Dunkelheit sicher.«

Monja erschrak. Sie wurde bleich.

»Was ist denn?« erkundigte sich Suko. »Ist dir nicht gut?«

»Sie – sie – haben doch die Todesmelodie gespielt.«

»Und?«

»Da wird nicht nur jemand sterben, sondern auch umgekehrt. Mein Vater hat mir mal erzählt, daß dann die Toten bei Anbruch der Dunkelheit aus ihren Gräbern steigen…«

Jetzt mußte Suko schlucken. Und selbst ihm, der wirklich abgebrüht war, rann bei diesen Aussichten ein kalter Schauerüber den Rücken…

***

Ich zuckte unwillkürlich zurück. Fentons Antwort hatte mich getroffen. Dabei brauchte ich den Mann nur anzusehen, um zu erkennen, daß er den Kampf verlieren würde.

Er hatte meine Reaktion bemerkt und erwiderte mit müde klingender Stimme: »Es ist ganz einfach. Wenn ich sterbe, ist für Ersatz gesorgt. John Sinclair wird meinen Platz einnehmen.«

Er schwieg, machte aber mit beiden Armen eine zuckende Bewegung. »Hast du die Stimmen gehört?«

Ich nickte.

»Das sind die Seelen all der Männer, die den Kampf verloren haben. Niemals finden sie ihre Ruhe. Sie geistern durch die Höhlen und Hallen, sind verflucht, bis zum Ende aller Zeiten umherzuirren. Der Schwarze Tod läßt sie nicht aus den Klauen.«

»Wo ist der Schwarze Tod jetzt?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung. Er kann sich verstellen, nimmt oft eine andere Gestalt an, und für ihn existieren keine zeitlichen Barrieren. Er kann sie überwinden, mit einem lächerlichen Fingerschnippen. So ist es.«

»Aber wie überwindet er die Zeitbarrieren?«

»Das weiß ich nicht. Es muß aber innerhalb des Labyrinths ein Tor geben, das wieder in die sichtbare Welt führt.«

Ich nickte heftig. »So ähnlich hatte ich mir das gedacht. Der Schwarze Tod und Zarcadi, der Geigenspieler, sind ein und dieselbe Person.«

»Wer ist Zarcadi?«

»Das erkläre ich dir später. Komm, laß uns gehen!« Nebeneinander schritten wir tiefer in das Höhlenlabyrinth hinein.

Der Gang wurde breiter, die Decke höher, und bald wölbte sie sich wie die Kuppel eines Doms über uns. Wir hatten eine Halle erreicht.

Beeindruckt blieb ich stehen. Die Halle hatte gewaltige Ausmaße. Ich selbst kam mir darin klein und verloren vor. Die Wände strahlten ein seltsames Licht aus. Es schimmerte rötlich, hatte jedoch einen Stich ins Grüne. Stufen waren in den Fels gehauen und wurden zu Treppen, die zu höhlenartigen Ausbuchtungen führten.

»Das sind unsere Behausungen«, sagte Fenton. Die Stimmen, die uns begleitet hatten, waren verstummt. Eine nahezu gespenstische Stille lag über dieser Alptraumlandschaft. Ich fühlte die Beklemmung fast körperlich, und eine Gänsehaut rieselte über meinen Rücken.

Ich ging auf die von mir aus gesehen linke Felswand zu. Das Gestein war nicht glatt. Es hatte Risse und Spalten. Ja, ich erkannte sogar canyonartige Einschnitte, die in das Felsmassiv führten, gerade so breit, um einem normalen Menschen Platz zu lassen.

»Wohin führen diese Wege?« erkundigte ich mich.

Fenton hob beide Hände. »Frag mich nicht danach. Wer diesen Weg beschreitet, geht in den Tod. Er führt in das Zentrum, in die Arena und zu den Wächtern der toten Götter.«

Ich grinste. »Das ist immerhin schon etwas. Dann will ich mir die Wächter mal ansehen.«

»Bist du verrückt? Sie töten dich!«

Ich verzog die Mundwinkel. »Lieber einen raschen Tod, als langsam dahinsiechen. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Außerdem scheint

der Schwarze Tod nicht in der Nähe zu sein. Die Gelegenheit ist also günstig.«

»Du willst wirklich…?« keuchte Fenton.

»Ja, mein Freund.«

Die anderen Gefangenen mußten unsere Unterhaltung gehört haben. In den Höhlen der Felswand standen sie. Das rote Licht ließ ihre Gesichter aussehen wie in Blut getaucht. Sie starrten mich an, hoben in beschwörenden Gesten ihre Hände und deuteten mir damit an, nicht zu gehen. Es sah gespenstisch aus, wie sie kein einziges Wort dazu sprachen.

Ich aber ließ mich nicht von meinem Vorhaben abhalten.

»Viel Glück!« wünschte Fenton noch. Er hatte den Arm halb zum Gruß erhoben. Er hing in der Luft, wie von einem unsichtbaren Faden gehalten.

Ich betrat den schmalen canyonartigen Einschnitt. Er war gerade so breit, daß meine Schultern das Gestein an beiden Seiten nicht berührten.

Der Boden unter mir war ziemlich glatt. Nur hin und wieder sah ich kleinere Spalten und Risse.

Ich mußte all das, was ich gehört hatte, erst verdauen. Viel war in den letzten Minuten auf mich eingestürmt, und nach einigem Überlegen gelangte ich zu dem Schluß, daß ich als Einzelperson gegen den Schwarzen Tod und seine Gehilfen nichts ausrichten konnte. Diese Welt gehörte ihnen. Sie waren seit undenklicher Zeit die Herrscher in diesem Reich, und ein Normalsterblicher hatte nicht die geringste Chance, daran etwas zu verändern. Vielleicht konnte ich einen Teilsieg erringen, wenn es mir gelang, den Weg in die normale Welt zurückzufinden. Vielleicht war ich in der Lage, Inspektor Fenton mitzunehmen. Die Position des Schwarzen Tods wäre geschwächt worden mit dieser Niederlage. Bisher war es bekanntlich noch keinem gelungen, aus diesem Schreckensreich zu fliehen. Das rötlich schimmernde Licht blieb hinter mir zurück. Jetzt hüllte mich die Dunkelheit ein, die wie schwarze Tinte über dem schmalen schlauchartigen Gang lag.

Ich kramte in meiner Hosentasche herum und fand tatsächlich die kleine Kugelschreiberlampe. An die hatte ich vorhin gar nicht gedacht. Ich mußte grinsen, als ich diese freudige Überraschung in der Hand hielt. Ich schaltete die Lampe ein.

Der nadelfeine Strahl fiel auf meinen linken Handrücken. Die moderne Technik funktionierte also auch im Reich der Dämonen. Mich umgab eine drückende, schon beklemmend wirkende Stille. Nichts regte sich in diesem engen Gang, und wenn ich nach oben sah, verloren sich die Felsen in der Dunkelheit. Noch nie in meinem Leben hatte ich mich in solch einem Felslabyrinth befunden. Dieses Massiv

war so gewaltig, daß ich nicht einmal erkennen konnte, ob sich ein Felsdach über den riesigen Steinen wölbte, oder ob der Weg dort vielleicht ins Freie führte. Eventuell sogar zu den Türmen, deren Geheimnisse ich auch gern ergründet hätte, falls es solche überhaupt gab.

Wieder einmal knipste ich die kleine Lampe an, leuchtete fir ein paar Sekunden die Felswände im näheren Umkreis ab und blieb überrascht stehen.

Rechter Hand entdeckte ich einen nischenartigen Einschnitt, in dem sich eine Trittleiter befand. Sie war aus Holz und sah ziemlich stabil aus.

Meine Neugierde besiegte die Vorsicht. Ich begann damit, die Leiter hochzuklettern. Ein Handlauf war nicht vorhanden, und so mußte ich meine Hände auf die Stufen über mir legen, um mich abzustützen.

Das Holz bog sich zwar unter meinen Füßen, gab aber nicht nach. Yard um Yard kletterte ich höher. Einmal warf ich einen Blick zurück. Sehen konnte ich nichts. Nur die Finsternis ballte sich dort unten in dem schmalen Gang zusammen.

Und weiter kletterte ich. Schon bald brach mir der Schweiß aus, rann mir in die Augen, und ich schmeckte ihn salzig auf meinen Lippen.

Am Anfang hatte ich die Stufen gezählt, doch mittlerweile ließ ich es bleiben. Es waren einfach zu viele. Plötzlich hatte ich das Gefühl, die Dunkelheit würde sich lichten.

Ich legte den Kopf in den Nacken und glaubte den rotvioletten Himmel über mir schimmern zu sehen. Sollte ich das Ende der Felswand bald erreicht haben? Von dieser Hoffnung beflügelt, kletterte ich weiter, verschärfte dabei mein Tempo.

Die Dunkelheit wich tatsächlich. Über mir gloste dieser farbige Himmel.

Ich hatte es tatsächlich geschafft, war im Freien. Fast hätte ich vor Freude gejubelt. Doch das Gefühl verging sehr schnell.

Plötzlich tauchte ein Totenschädel über mir auf. Deutlich sah ich die weißen Augenhöhlen und den zu einem Grinsen verzogenen Mund.

Einer der Wächter des Schwarzen Tods war da. Noch vier Stufen!

Da packten die skelettierten Finger zu, umklammerten die Leiter und drückten sie mit Gewalt aus der Verankerung. Noch zwei Stufen… Die Leiter kippte.

Meine Hände versuchten, den oberen Rand der Felswand zu packen, um sich daran festzuhalten. Ich wollte nicht in die Tiefe fallen und mit zerschmetterten Gliedern liegenbleiben. Ich schaffte es nicht mehr. Meine Finger rutschten ab. Die Leiter kippte. Ich würde mit dem Rücken vor die gegenüberliegende Felswand krachen und in den Abgrund stürzen…

***

Im letzten Augenblick hatte ich die rettende Idee. Ich nutzte den Schwung der Leiter aus und drehte mich halb auf der Sprosse. Meine Arme schnellten vor, mit den Füßen stieß ich mich ab, und in der nächsten Sekunde umkrallten meine Finger den oberen Rand des Felsens.

Neben mir kippte die Leiter zur Seite und verschwand in der Tiefe. Ich hörte sie unten aufschlagen. Wie ein Klammeraffe hing ich an der Felswand. Der rauhe Stein riß mir die Finger auf. Feucht und warm spürte ich das Blut und den ziehenden Schmerz, der bis in Höhe der Ellenbogen drang.

Mühsam zog ich mich hoch. Es wurde nur ein halber Klimmzug daraus, und ich mußte mit den Beinen nachhelfen, um mich endlich über den Rand des Felsens schwingen zu können.

Erschöpft blieb ich einige Sekunden liegen. Normalerweise hätte ich mich rasch erholt, aber bei dieser Luft war das schlecht möglich. Ich stemmte mich auf die Knie, blieb in der Haltung hocken und sah über die Schlucht hinweg auf die andere Seite des Felsens.

Dort stand der Wächter und starrte mich an. Er trug ein knöchellanges Gewand aus schwarzem Stoff. In seinem ebenfalls dunklen Schädel fielen nur die hellen Augen auf. Drohend hob er die knochige Faust. Da ritt mich der Teufel.

Ich sprang auf, lief einige Schritte zurück, bis ich einen genügenden Anlauf hatte, spurtete wieder vor und setzte dann mit einem gewaltigen Sprung über die schmale Schlucht. Das Monster reagierte nicht schnell genug. Mit beiden Füßen zuerst rammte ich die Horrorgestalt. Der Knochenmann wurde zu Boden geschleudert, und ich fiel über ihn hinweg. Mit der Schulter prallte ich auf, fing mich aber sofort und wirbelte herum.

Das Skelett sprang bereits auf mich zu. Es hatte das Maul aufgerissen und stieß wütende Laute aus. Ich nahm wieder meine Füße zu Hilfe. Ein Karatetritt stoppte die Angriffslust des Unheimlichen. Doch das Skelett war kein Mensch. Es empfand keine körperlichen Schmerzen. Ich würde stundenlang kämpfen können, ohne etwas zu erreichen. Im nächsten Augenblick wurde mir auch klar, weshalb das Skelett so geschrien hatte. Es hatte Verstärkung herbeigeholt!

Woher die Gestalten plötzlich kamen, wußte ich nicht. Ich sah nur, daß wir uns auf einem großen Plateau befanden, das zahlreiche Verstecke bieten mußte, aus denen die Unheimlichen entstiegen waren. Und sie waren bewaffnet.

Ich sah in ihren Fäusten lange Keulen, die an den Spitzen rötlich schimmerten. Noch nie hatte ich solche Waffen gesehen, ahnte aber, daß sie höllisch gefährlich waren. Aber auch ich hatte meine Waffe.

Der geweihte Silberdolch steckte noch immer in der Lederscheide. Ich riß ihn heraus und war mit einem raubtierhaften Sprung bei

meinem Gegner. Blitzschnell umfaßte ich das Skelett, riß es zu Boden und preßte ihm die Spitze des Dolchs gegen das rechte helle Auge. Dabei hielt ich den Unheimlichen so, daß er mich mit einem Teil seines Körpers gut deckte. Da flog die erste Keule heran.

Ich sah nur einen Punkt, der sich rasend schnell näherte, zog den Kopf ein und spürte, wie etwas Heißes an meinem Schädel vorbeizischte. Die Keule krachte hinter mir gegen die Felswand. Etwas prasselte auf, und als ich hastig den Kopf drehte, sah ich, daß ein Stück von der Wand fehlte.

Mir lief es kalt den Rücken hinunter. Wenn mich solch ein Ding traf, dann paßte ich in eine Streichholzschachtel.

»Noch ein Angriff, und euer Freund stirbt!« brüllte ich. »Was ich in der Hand habe, ist ein geweihter Silberdolch, kapiert? Verschwindet jetzt!«

Ich hoffte nur, daß mich diese Horrorwesen verstanden hatten. Und tatsächlich, sie hielten still, wagten sich keinen Schritt näher. Ich atmete auf. Die erste Runde hatte ich gewonnen. Jetzt mußte ich nur die Nerven behalten und durfte mir keine Blöße geben. Diese verdammten Monster sollten mir helfen, aus diesem Land herauszukommen.

Meine Blicke schweiften über die Skelette hinweg. Ich konnte in der rötlich schimmernden Luft die Umrisse der Türme erkennen und sah auch die Brücken, durch die sie miteinander verbunden waren.

Die Skelette zögerten. Sie gingen nicht zurück, sondern blieben einfach stehen. Ich zählte rasch.

Gegen zehn Monster hatte ich anzukämpfen. Ein verdammt ungleiches Verhältnis.

Fest hielt ich den Griff des Messers umklammert. Die Spitze, die ganz leicht das Auge des Skeletts berührte, zitterte nicht. Ein Zeichen, daß ich nicht nervös war. Und das war eine der Eigenschaften, auf die ich stolz bin. Innerliche Ruhe auch in gefährlichen Situationen. Vielleicht war ich deshalb noch am Leben. Ich riß meinen Gefangenen mit in die Höhe, umklammerte mit der linken Hand den knöchernen Hals, zog den knochigen Körper gegen mich und hielt auch weiterhin das Messer in der Hand.

»Sage ihnen, sie sollen verschwinden!« zischte ich. Das Skelett stieß einige krächzende Laute aus. Die anderen gehorchten. Schritt für Schritt zogen sie sich zurück.

»Okay«, raunte ich scharf. »Und jetzt führe mich zu deinem Herrn und Meister. Zum Schwarzen Tod!« Ich merkte, wie das Skelett zusammenzuckte.

»Das – das geht nicht.«

»Und warum nicht?«

»Er ist nicht hier.«

»Wo steckt er denn?«
»In der sichtbaren Welt.«
»Na, das ist doch wunderbar, dann brauchst du mir nur einen Weg zu zeigen, wie ich dorthin gelangen kann.«
»Ich kenne keinen.«
»Wirklich nicht?« Ich lachte leise. »Du glaubst doch nicht etwa, daß ich Skrupel habe, dich zu töten? Und danach schnappe ich mir einen anderen von euch. Irgendjemand wird mir den Weg schon zeigen. Tu du es lieber. Es ist besser.«
»Wir müssen zum Brunnen der Träume«, erwiderte er nach einer Pause des Nachdenkens. »Wo finde ich den?«
»In der Arena.«
»Gut. Was hat der Brunnen für eine Bedeutung? Rede, verdammt! Woher hat er seinen Namen?«
»Die Gefangenen, die zum Kampf geführt werden, müssen vorher in den Brunnen hineinsehen. Sie schauen in die reale Welt, sehen ihr Zuhause, ihre Freunde und Bilder aus ihrer Vergangenheit.«
»Also eine Folter«, stellte ich fest. Darauf erwiderte das Skelett nichts. Ich aber war froh, einen Ausweg gefunden zu haben. Allerdings fragte ich mich, warum mir Fenton nichts von dem Brunnen erzählt hatte. Aber wahrscheinlich wollte er keine unnötige Hoffnung in mir wecken.
»Dann gehen wir jetzt zu dieser Arena«, sagte ich. »Und wenn du Dummheiten machst, wirst du endgültig in der Dämonenhölle verschwinden.«
Ich war froh darüber, daß diese Wesen die menschliche Sprache verstanden. Zu meinem Glück schien es in den Zwischenreichen so etwas wie Verständigungsschwierigkeiten nicht zu geben. Wir gingen über das Plateau. Ich fühlte mich verdammt unwohl dabei. Immer wieder blickte ich mich nach allen Seiten um, achtete auf Verfolger, auf Fallen, doch es lührte sich nichts. Die übrigen Skelette schienen tatsächlich verschwunden zu sein. In meinem Nacken spürte ich ein unangenehmes Kribbeln. Zu deutlich war noch die Erinnerung an die magische Keule in mir. Aus dem Hinterhalt geschleudert, konnte sie mich treffen wie ein Blitzschlag.
Ich konnte nicht erkennen, wie groß das Plateau war. Eine Begrenzung sah ich nicht. Das Plateau und der rotviolette Himmel schienen sich in der Ferne zu vereinen.
Das Plateau war eben. Kein Staub, keine Steine – nichts. Blanker, dunkler Fels.
Weit vor uns stieg etwas Großes, Dunkles in die Luft, breitete die Schwingen aus und zog lautlos seine Kreise. Ein Flugdrache.
Wenn der mich angriff, konnte ich einpacken. Ich merkte, wie das Skelett zögerte. Auch das Horrorwesen mußte den Drachen gesehen

haben, anscheinend rechnete es sich eine Chance aus.

»Wenn das Ungeheuer uns angreift, bist du auch hin!« zischte ich. »Kannst du dich mit diesem verdammten Geier da versündigen?«

Das Skelett gab keine Antwort. Der Drache flog näher. Ich blieb mit meinem Gefangenen stehen, um die Flugechse beobachten zu können.

Das Skelett sagte irgend etwas. Es schrie die Worte zu der Echse hinauf. Was für einen Sinn sie hatten,, erfuhr ich in den nächsten Sekunden, denn die verdammte Echse griff an. Pfeilschnell stieß sie auf uns nieder.

Sicher, ich hätte dem Skelett jetzt den Garaus machen können, tat es aber nicht, sondern stieß das Horrorwesen zur Seite und wartete den Angriff ab. Diesmal wollte ich mich nicht so leicht überrumpeln lassen.

Da war der Drache auch schon heran. Weit hielt er die Krallen ausgestreckt, wollte sie mir in den Körper rammen. Der lange Schnabel war geöffnet, für Bruchteile von Sekunden sah ich eine schmale, grünlich schimmernde Zunge hervorhuschen. Im selben Augenblick warf ich mich zu Boden. Haarscharf segelte das Flugmonster über mich hinweg, doch ich hatte bereits den Arm mit dem geweihten Dolch hochgerissen.

Die Klinge drang in den Bauch wie in Butter. Glatt und sauber war der Stich. Es ging so leicht, als wäre die hornige, zähe Lederhaut gar nicht vorhanden.

Das Monster schlug mit seinen riesigen Flügeln um sich. Neben mir klatschte die Lederhaut auf den Fels. Sekundenlang zuckten die Flügel, trieben mir die Schläge den Angstschweiß auf die Stirn.

Dann lag der Drache still.

Er war zum Glück so weit vorgerutscht, daß ich ohne Behinderung aufstehen konnte. Drei Lidschläge später hatte ich das Skelett schon wieder gepackt. Es konnte nicht glauben, daß ich den Kampf gewonnen hatte. Ich grinste. »Okay, Freund, weiter!«

Diesmal verzichtete ich darauf, dem Skelett das Messer gegen das Auge zu drücken. Die Demonstration vorhin mußte eigentlich gereicht haben.

Mein Optimismus wurde bestätigt. Das Skelett unternahm keine Anstalten zu fliehen. Beinahe brav trottete es vor mir her. Das wiederum erweckte mein Mißtrauen. So leicht – das wußte ich – gaben Dämonen nicht auf: Sie hatten meistens irgendeinen Trick auf Lager.

Weitere Flugechsen ließen sich nicht blicken. Ich hatte das Gefühl, die Türme wären näher gerückt, und wenn ich genau hinsah, erkannte ich, daß vier Türme praktisch die Ecken eines Quadrats bildeten. Die Türme standen allesamt durch die nach oben gebogenen Steinbrücken miteinander in Verbindung.

»Wie lange dauert es noch?« wollte ich von meinem Gefangenen wissen. »Wir sind bald da.«

»Und was erwartet uns in der Arena?« Das Skelett schwieg. »He, ich will eine Antwort!«

»Der Brunnen. Uns erwartet der Brunnen.« Mehr war aus meinem Gefangenen wirklich nicht herauszubekommen. Ich verzichtete darauf, weitere Fragen zu stellen, und nach etwa einer halben Stunde erreichten wir das Ende des Plateaus.

Eine hüfthohe Steinmauer bildete die Begrenzung. »Wir sind da«, sagte der Dämon.

Ich reckte den Hals und sah über die Mauer hinweg. Mein Blick fiel in die Arena.

Sie war ziemlich groß und quadratisch angelegt. Das Licht des Himmels übergoß sie mit seinem rötlichen Schleier, verwischte die Konturen, und doch erkannte ich den Brunnen. Er bildete den Mittelpunkt der Arena. Die Zuschauenänge, wenn ich sie mal so nennen darf, zogen sich terrassenförmig an allen vier Seiten der Arena hoch. Sie erinnerten mich an Weinberge ohne Rebstöcke. Zwischen den einzelnen Reihen führten wie mit dem Lineal gezogene Gänge nach unten, die allesamt vor einer Mauer endeten. Diese wiederum trennte die Arena von den Terrassen ab. Uns gegenüber lag ein großes Tor, durch das wahrscheinlich die Kämpfer kamen. Soviel ich erkennen konnte, war es aus Eisen und vorläufig noch geschlossen. Mein Blick wanderte weiter zu den Türmen hoch. Auf zwei von ihnen sah ich die Flugdrachen hocken. Ich hatte das Gefihl, als würden sie nur mich fixieren.

Einen dritten Flugdrachen entdeckte ich auf einer Brücke. Wie eine Statue saß er auf dem Geländer, breitete aber jetzt die Flügel aus und ließ sich auf einem noch freien Turm nieder. Gern hätte ich noch das Innere der Türme erforscht, aber die Zeit drängte. Ich wollte möglichst rasch wieder in die sichtbare Welt zurückkehren. »Geh vor!« befahl ich.

Gehorsam überkletterte das Skelett die Mauer. Ich folgte ihm, achtete immer darauf, daß es keinen Fluchtversuch unternahm. Wir stiegen die als Sitzgelegenheiten ausgebauten Stufen hinab. Niemand ließ sich blicken. Kein einziges Monster tauchte auf, und auch den Schwarzen Tod sah ich nicht. Die Spannung in mir wuchs.

Würde ich es tatsächlich schaffen, wieder in meine Welt zurückzukehren?

Bis jetzt jedenfalls verstärkte sich die Hoffnung mit jeder Stufe, die wir weiter nach unten kletterten. Noch immer herrschte Ruhe.

Schon konnte ich die Steinmauer am Rand der Arena deutlich sehen. Sie bestand aus großen Quadern, die in einer genauen Geometrie aufeinandergelegt worden waren.

Aufmerksam wurde ich durch das erbärmliche Quietschen des Tores. Langsam schwang es auf. Alarm!

Jetzt wurde es für mich Zeit, denn es ging um Sekunden. Das Skelett versuchte, die Gunst der Stunde zu nutzen, und sprang mich von der Seite her an.

Ich stach zu, traf genau, riß den Dolch wieder aus dem Auge, sah, wie das Skelett zusammenbrach Dann sprang ich mit einem gewaltigen Satz über die Mauer hinweg in die Arena.

Der Aufprall war mörderisch. Meine Schuhe versanken im knöcheltiefen Staub. Über mir hörte ich ein Rauschen.

Die Flugungeheuer hatten sich von ihren Plätzen gelöst und nahmen Kurs auf die Arena.

Das Tor war bereits aufgeschwungen, und die Wächter strömten hervor wie die Ameisen.

Zehn, zwanzig, nein, dreißig Skelette mit ihren flimmernden Wurfkeulen in den knochigen Fingern. Ich rannte. Hetzte auf direktem Weg dem Brunnen zu. Doch die Gerippe erkannten meine Absicht und schnitten mir den Weg ab.

Die ersten Keulen flogen.

Ich streckte mich, hechtete zu Boden, schlug zweimal eine Rolle vorwärts, stand wieder auf den Füßen. Hinter mir donnerten die Keulen in den Boden, prallten gegen die Mauer und rissen dort riesige Stücke heraus. Es krachte und barst.

Sand überschüttete mich wie ein Platzregen. Von der linken Seite her spurteten die Skelette ebenfalls auf den Brunnen zu.

Die ersten hatten den Brunnen schon erreicht, als ich noch zehn Schritte davon entfernt war. Die Dämonen riegelten meine letzte Rettung einfach ab.

Sie waren aber auch hinter und neben mir, kreisten mich ein, schwangen ihre Keulen, warfen sie aber nicht.

Ich stoppte.

Flügelschlagen über mir.

Grinsende Totenschädel von allen Seiten.

John, es ist aus, sagte ich mir. Und wie ferngesteuert ließ ich die Hand mit dem Dolch sinken…

***

Die Luft in der Kammer war zum Schneiden dick. Bill Conolly bekämpfte seine Nervosität mit Zigaretten. Er hatte seit einiger Zeit seinen Normalzustand wieder erreicht, aber wesentlich später als Jane Collins. Das Kreuz in ihrer Hand half doch. Die Mächte des Guten strömten über und verdrängten das Böse. Monja Dunhill hockte neben Bill auf dem Bett. Sie hielt den Kopf gesenkt, hatte die Hände gefaltet und auf die zusammengepreßten Knie gelegt. Das Haar fiel wie ein

Schleierüber ihr Gesicht.
Suko stand am Fenster. Von seinem Platz aus konnte er einen Teil des Friedhofs sehen. Zwischen den Giäbern hatten sich einige Dorfbewohner eingefunden. Es waren Männer. Sie standen nur herum und erweckten den Eindruck, als warteten sie auf irgendein Ereignis.
Aber das hatte Monja bereits angekündigt. Die Todesmelodie war erklungen, ein Zeichen, daß die Toten aus den Gräbern steigen sollten, um ein Regiment des Schreckens zu errichten. Eine mehr als makabre Vorstellung.
Suko hatte Jane und Bill davon berichtet. Und jetzt grübelten die Freunde gemeinsam über einen Ausweg nach.
»Wir brauchen noch Waffen«, sagte Bill und drückte seine Zigarette aus. »Mit einer Pistole können wir nichts anfangen.«
»Woher nehmen und nicht stehlen«, meinte Jane. Ihre Stimme klang bitter und deprimiert.
Suko wandte sich um. »Aus dem Zimmer können wir nicht. Daraufwarten die Leute nur. Und uns mit dem Rest des Magazins den Weg freizuschießen, das ist nicht drin. Die Menschen hier sind unschuldig. Sie können nichts dafür. Zarcadi hat sie in seine Gewalt gebracht. Sie handeln nicht aus freiem Entschluß.«
»Aber irgendwie müssen wir uns verteidigen«, sagte Bill. »Wenn die Toten aus den Gräbern steigen, dann haben wir keine Menschen mehr vor uns. Du weißt selbst, Suko, mit Fäusten sind lebende Leichen nicht zu besiegen.«
Der Chinese nickte. »Ja, wir brauchen etwas, um uns verteidigen zu können. Unter Umständen müssen wir sogar einen Ausbruch wagen.«
Plötzlich hob Monja den Kopf. »Ich wüßte vielleicht einen Ausweg«, sagte sie leise.
Jane, Suko und Bill sahen das Mädchen gespannt an. »Und?« fragte der Reporter.
»Auf dem Speicher liegen zwei alte Gewehre. Mein Vater hat sie einmal von einem Betrunkenen erhalten, weil der Mann die Zeche nicht bezahlen konnte. Das ist allerdings schon Jahre her, und ich weiß nicht, ob die Waffen noch funktionieren.«
»Hat Ihr Vater damit geschossen?« wollte Suko wissen. Monja hob die Schultern.
»Um auf den Speicher zu gelangen, mußt du aber durch die Tür«, sagte Jane.
»Nein.« Monja deutete auf das Fenster. »Wenn jemand es schafft, dort durchzuklettern, kann er sich an der Dachrinne hochhangeln. Das Speicherfenster ist nur mit Pappe abgedeckt. Man kann sie mit der bloßen Faust einschlagen. Vater wollte das Fenster immer reparieren. Er hat es bisher vergessen.« Suko war von der Idee fasziniert, und auch Bill Conolly hatte nichts dagegen.

Nur Jane Collins erklärte ihre Einwände. »Gesetzt den Fall, du schaffst es, die Gewehre zu holen, und sie funktionieren tatsächlich, so heißt das noch lange nicht, daß wir uns damit die Untoten vom Hals halten können. Mit normalen Kugeln kann man gegen lebende Leichen nichts ausrichten.«

»Das ist richtig«, gab Suko zu. »Töten können wir die damit nicht, aber dann schaffen wir es vielleicht, bis zu den Autos zu gelangen. Wir können das Militär alarmieren oder größere Polizeieinheiten.«

»Warum versuchen wir jetzt keinen Ausbruch?« fragte Bill. »Weil dann Unschuldige daran glauben müßten.«

»Hinterher nicht?«

»Dann besteht zumindest die Möglichkeit, daß die lebenden Leichen vorgeschickt werden.«

Bill grinste säuerlich. »Okay, ihr habt mich überzeugt.«

Nach den Worten entstand eine Zeit des Schweigens.

Schließlich sagte Jane Collins: »Denkt eigentlich einer von euch noch an John?«

Die Worte tropften in die Stille, doch keiner sprach aus, was vielleicht alle dachten. Daß John Sinclair nicht mehr am Leben war! »Ich gehe dann also«, sagte Suko.

Er trat ans Fenster, drückte den Griff nach unten und zog die rechte Fensterhälfte auf. Sie klemmte, und Suko mußte ein paarmal rucken. Dann strömte frische Luft in das kleine Zimmer, Sie wirbelte den Zigarettenrauch durcheinander. Der Chinese beugte sich über die schmale Fensterbank. Er peilte nach draußen, drehte den Kopf.

»Ist die Luft rein?« erkundigte sich Bill hinter ihm.

»Im Augenblick ja. Direkt unter dem Fenster steht niemand. Ich versuch's mal.«

»Viel Glück.«

Suko kletterte auf die Innenseite der Fensterbank. Er war gelenkig wie eine Katze, doch es bereitete selbst ihm Schwierigkeiten, sich durch die Fensterhälfte zu winden. Suko schraubte vorsichtig seinen Oberkörper in die Höhe. Die Hände glitten an der rauhen Holzfassade des Hauses hoch. Der Chinese streckte sich und ertastete den Rand der Dachrinne. Er warf einen Blick nach unten und sah Bill Conollys Kopf in Höhe seiner Knie.

Fragend blickte der Reporter ihn an. »Hält die Dachrinne?«

»Ich hoffe es.« Suko zog an dem Metall. Es war verrostet, und die Rinne knirschte in der Verankerung. Wenn sie Sukos Gewicht wirklich hielt, dann grenzte das schon an ein Wunder. Aber Suko vertraute auf sein Glück. Er holte noch einmal tief Atem und zog sich mit einem vorsichtigen Klimmzug hoch. Wie ein Artist schwang er zuerst das rechte Bein auf das Dach und zog das linke nach.

Der Chinese hatte es geschafft. Von der Rinne rieselte Rost nach

unten. Vorher war sie einigermaßen waagerecht verlaufen, jetzt hing sie durch.

Flach lag Suko auf dem Schrägdach. Er war unbewaffnet. Die Beretta hatte er Bill Conolly überlassen. Das Dach war nur zum Teil mit Ziegeln gedeckt. An zahlreichen Stellen schimmerte die graue Teerpappe durch, und auch die Holzverkleidung des schrägen Fensters sah mehr als morsch aus. Die imprägnierte Pappe war an einer Seite schon aufgerissen.

Der Chinese kroch auf das Fenster zu. Er hatte seine Füße zur Seite gedreht, so daß er etwas Halt finden konnte. Ohne abzurutschen, erreichte er sein Ziel.

Mit beiden Händen riß Suko die Pappe von dem Fenster weg. Dann streckte er seinen Kopf durch das Loch. Auf dem Speicher war es finster. Das durch das Fenster fallende Licht reichte gerade aus, um ein verwaschenes Viereck auf dem Boden auszuleuchten. Fingerdick lag der Staub. Hier hatte wohl seit Jahrzehnten niemand mehr sauber gemacht. Mit dem Kopf zuerst tauchte Suko durch das Fenster. Er streckte die Arme aus, erreichte mit den Handflächen den Boden und zog den Oberkörper nach. Sekunden später stand er auf dem Speicher. Der Chinese blickte sich um. Selten hatte er soviel Geiümpel auf einem Fleck gesehen.

Er sah verrostetes Werkzeug, Kästen mit Flaschen, das Unterteil eines Schranks, die Hälfte eines Bettgestells und leere Kartons. Nur die Gewehre entdeckte er nicht. Suko schalt sich einen Dummkopf, daß er Monja nicht gefragt hatte, wo die Waffen lagen. Jetzt war es zu spät.

Der Chinese begann mit der Suche, Er wühlte die Kartons durcheinander, stieß auf eine alte Truhe und hob mit großem Kraftaufwand den schweren Deckel hoch. In der Truhe lagen von Motten zerfressene Kleidungssücke, aber keine Gewehre.

Dann riß Suko die beiden Türen des Schrankunterteils auf. Er bückte sich und wühlte in den Fächern herum. Außer einer Staubwolke quollen ihm noch leere Konservendosen entgegen, und sogar drei alte Schellack-Platten fielen zu Boden und zerbrachen.

Doch Suko gab nicht auf. Er wühlte weiter, ertastete die Rückwand und grinste plötzlich.

Was er da zwischen den Fingern fühlte, war der Lauf eines Gewehres. Suko zog die Waffe aus dem Schrank. Und auch das zweite Gewehr fiel ihm in die Hände.

Der Chinese grinste zufrieden. Er klemmte beide Waffen unter den Arm und näherte sich dem Fenster. Die Läufe waren verrostet und mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Suko blies den Staub weg und sah nach, ob die Waffen geladen waren. Sie waren es tatsächlich. Jetzt mußten die Dinger nur noch schießen, dann war alles klar.

Der Chinese hängte sich die beiden Gewehre über die linke Schulter

und wollte die ungastliche Stätte wieder verlassen. Da flog die Tür des Speichers auf. Suko wirbelte herum.

Zwei Männer stürmten auf den Speicher. Suko kannte sie beide nicht, er hatte sie nicht unter den Dorfbewohnern gesehen. Der linke war groß und ziemlich kräftig, der rechte etwas kleiner und jünger. Doch auch er zählte nicht gerade zu den Schwächsten. Bewaffnet waren die Männer mit Knüppeln. Sie sahen Suko und stürmten sofort auf ihn zu. Sie wollten ihn ohne ein Wort der Erklärung niederschlagen. Suko ließ sie kommen.

Dem Hieb des Älteren wich er aus, hebelte ihm dann die Beine weg und prellte dem Jüngeren mit einem Handkantenschlag den Knüppel aus den Fingern.

Der Bursche guckte dumm. Er guckte noch dümmer, als Sukos Faust an seinem Kinn explodierte. Ohne ein Wort zu sagen, legte sich der Knabe schlafen. Dafür mußte Suko einen Schlag auf die linke Schulter hinnehmen. Der Knüppel traf ausgerechnet die Stelle zwischen Hals und Gewehr, die noch frei war.

Suko ging in die Knie. Die Waffen rutschten zu Boden. Wieder pfiff der Knüppel auf ihn zu.

Diesmal gelang es dem Chinesen, dem Schlag auszuweichen. Sein Gegner wurde vom eigenen Schwung nach vorn geworfen, stolperte über Sukos vorgestrecktes Bein und fiel lang hin. Ein Tupfer mit der Handkante schickte auch ihn ins Reich der Träume. Fauchend stand Suko auf. Er nahm die Gewehre, ging zur Tür und blickte in den Flur.

Sehen konnte er nichts, hörte jedoch Stimmen. Die Kerle standen im Haus und unterhielten sich. Suko schloß behutsam die Tür.

Eigentlich war es gut, daß er auf die beiden Männer getroffen war. So wußte er wenigstens, daß es die Meute nicht nur mit einem Frontalangriff versuchen wollte, sondern auch noch andere Tricks in der Hinterhand hatte. Die Männer wären sicherlich über das Dach geklettert und dann durch das Fenster ins Zimmer gestürzt.

Davon konnten sie jetzt nur noch träumen. Mit seinen erbeuteten Gewehren schob sich Suko wieder durch das Fenster auf das Hausdach. Vorsichtig näherte er sich der Rinne, peilte nach unten, sah, daß die Dorfbewohner einen dichten Ring um das Haus gezogen hatten. Zum Glück hatten sie Suko noch nicht entdeckt. Er rutschte weiter vor, gelangte an den Dachrand und packte die Rinne. Noch einmal mußte ein Wunder geschehen. Suko hängte sich an die Dachrinne. Hielt sie…? Ja.

Sie knirschte zwar häßlich in der Verankerung, doch sie riß auch nicht, als Sukos Beine vor dem Fenster baumelten. Bill Conolly reagierte schnell. Er faßte Sukos Unterkörper und zog den Chinesen ins Zimmer, als bereits die ersten Steine flogen. Die Dorfbewohner hatten Sukos Aktion bemerkt. Schreiend liefen sie herbei. Ein Stein

flog ins Zimmer und prallte gegen die Wand. Er traf zum Glück niemanden.

Lang fiel Suko zu Boden, und Bill Conolly rammte die Fensterhälfte zu.

Weitere Steine wurden nicht geworfen, dafür ertönte von draußen wütendes Gebrüll.

Suko richtete sich auf. Grinsend deutete er auf die beiden Gewehre. »Schätze, jetzt geht es uns etwas besser.«

***

Es gibt Situationen im Leben, da hört man einfach auf zu denken. So ähnlich erging es mir. Ich stand da, war eingekreist von meinen Gegnern und wartete auf das Ende. Den Weg zum Brunnen deckte ein Wall von Skeletten ab. Ihre weißen Augen starrten mich an, schienen mich durchbohren zu wollen. Noch hielt ich den Dolch in der Rechten, fühlte das warme Metall, das die Weihe des Guten erhalten hat. Ich dachte auch an das Kreuz auf meiner Brust. Es half mir nicht. Nicht hier, in dieser schrecklichen Umgebung, in der Alpträume wahr wurden und das Grauen regierte. Drei, vier Sekunden stand ich unbeweglich, wartete auf meinen Tod, und doch gab es eine Rettung. Sie wurde urplötzlich und mit der Wucht eines Sommergewitters möglich.

Zuerst hörte ich die wilden und gellenden Schreie. Sie erreichten von den Terrassen her meine Ohren, und im nächsten Augenblick sah ich die ausgemergelten Gestalten, die die Stufen herabstürmten, über die Mauer hinweg in die Arena sprangen und sich wild und ungezügelt auf die Horrorwesen stürzten. Ich reagierte automatisch und warf mich zu Boden. Noch im Fallen schossen mir die Gedanken durch den Schädel und formierten sich zu einer Theorie.

Aus den Augenwinkeln hatte ich Inspektor Fenton erkannt. Er war der Anführer der Männer, rannte an der Spitze in die Arena hinein und warf sich auf den Dämon, der ihm am nächsten stand. Fenton mußte die anderen Gefangenen mobilisiert haben, um mich befreien zu können. Eine andere Möglichkeit gab es meiner Meinung nach nicht. Die Unglücklichen waren über ihren eigenen Schatten gesprungen. Sie hatten längst mit ihrem Leben abgeschlossen, wußten, daß sie für ewig in dieser Hölle schmoren mußten, wollten es mir aber ermöglichen, die Flucht zu ergreifen. Unfaßbar…

Innerhalb von Sekunden war eine regelrechte Schlacht entbrannt. In der Arena herrschte das absolute Chaos. Ich hatte mich rechtzeitig genug zu Boden geworfen, die magischen Keulen wischten über meinen Kopf hinweg und lichteten die Reihen der Angreifer.

Auch die verdammten Drachen griffen in den Kampf ein. Zwei von ihnen hackten mit den Schnäbeln nach den Angreifern, töteten sie auf

der Stelle. Ein anderer Drache hatte einen ausgemergelten Körper gepackt und riß ihn in die Höhe. Wo er damit hinflog, konnte ich nicht sehen. Staub und Dreck nahmen mir die Sicht.

Ich rollte mich mehrmals um die eigene Achse, sprang dann auf und tötete ein Skelett mit meinem Dolch. Einem zweiten entriß ich die Keule, schleuderte sie wuchtig in eine Gruppe Skelette, die daraufhin wie vom Blitz getroffen auseinanderplatzten.

Haarscharf nur zischte eine weitere Keule an meiner Schulter vorbei. Ich ging auf Tauchstation und rannte dorthin, wo ich den Brunnen vermutete.

Zwei Dämonen stellten sich mir in den Weg. Vehement sprang ich sie an. Ich spürte Knochenfinger an meinem Hals. Gnadenlos drückten sie zu. Ich mußte mein Messer zu Hilfe nehmen. Der Druck lockerte sich. Auch noch ein drittes Skelett konnte ich erledigen. Dann sah ich durch die Staubwolke die Umrisse des Brunnens. Nur noch wenige Schritte, und ich hatte das rettende Ziel erreicht.

Plötzlich sah ich Inspektor Fenton. Er wich gerade einem harten Schlag aus, drückte selbst ein Skelett zu Boden, wurde aber von zwei anderen von hinten gepackt. Ich änderte die Richtung und hechtete auf Fenton zu.

»Neiiinnn!« brüllte er mir entgegen. »Nicht, John – in den Brunnen. Schnell! Mir kann keiner mehr – ahhh…« Eine Keule traf ihn in der Mitte des Körpers. Es war grausam.

Ich wandte mich ab. Meine Helfer hatten es tatsächlich geschafft und mir den Weg zum Brunnen freigehalten. Lange konnte ich nicht mehr warten. Die Skelette hatten sich inzwischen formiert und räumten unter den Angreifern auf. Sie waren ihnen körperlich weit überlegen, und wieder wurde mir klar, mit welch einer Todesverachtung sich diese Leute für mich opferten. Ich konnte meine Dankbarkeit kaum in Worte fassen. Stolpernd, rennend und taumelnd näherte ich mich dem Brunnen. Doch da stand auf einmal ein Skelett vor mir. Weit holte es mit der Keule aus. Es konnte mich gar nicht verfehlen. Im vollen Lauf schleuderte ich das Messer. Die geweihte Waffe flirrte durch die Luft, bohrt sich wuchtig in den knöchernen Schädel des Dämons. Wie ein Brett kippte das Skelett nach hinten und lührte sich nicht mehr.

Endlich war der Weg frei.

Hart prallte ich gegen die Brunnenmauer, soviel Schwung hatte ich vom Lauf noch drauf. Ich verlor das Gleichgewicht, sah auf eine wie Quecksilber schimmernde Fläche, schaltete jeden Gedanken aus und stürzte mich kopfüber in den Brunnen. Der Kampflärm blieb zurück – die Unendlichkeit nahm mich auf…

Zarcadi triumphierte! Er hatte John Sinclair ausgeschaltet, hatte ihn in sein ureigenstes Reich geholt, in dem die Wächter seine Forderungen erfüllten und im Land der toten Götter Wache hielten.

Bei ihm, dem Schwarzen Tod, liefen die Fäden zusammen. Er war das Bindeglied zwischen dem Satan und der Menschheit. Augenblicklich trat er als Professor Zarcadi auf. Er konnte aber auch als Fußballspieler oder Wanderprediger durch die sichtbare Welt ziehen. Dem Schwarzen Tod waren da keinerlei Grenzen gesetzt.

Aber ihn faszinierte das Geigenspiel nun mal. Vor allem, wenn er dadurch in die Lage versetzt wurde, Menschen zu beeinflussen. Die Melodie, auf eine bestimmte Art gespielt, brachte Menschen in seine Abhängigkeit. Aber das war Zarcadi noch nicht genug. Er wollte mit seinem Geigenspiel den Tod überlisten, wollte die Toten in Lebende verwandeln. Nachts sollten sie aus ihren Gräbern steigen und wie eine Flut das ganze Land überschwemmen.

Panik, Chaos und Entsetzen waren Trumpf. Zarcadi malte sich aus, wie es sein würde, wenn Kinder ihrem Vater gegenüberstehen würden, der schon einige Jahre tot war. Der Schwarze Tod, alias Zarcadi, wollte die hochtechnisierte Welt in einem Brückenkopf des Teufels umfunktionieren. Er hatte sein Landhaus verlassen, befand sich nun in Orlington, um alles für den großen Augenblick vorzubereiten. Die Bewohner waren in seiner Hand. Sie hatten keinen freien Willen mehr und würden ihm helfen, auch wenn es ihr eigenes Leben kostete.

Aber Zarcadi wußte auch, daß er Gegner hatte. John Sinclairs Freunde hatten sich in Orlington eingenistet. Als besonders gefährlich schätzte er diesen Chinesen ein, der sich vor nichts zu fürchten schien. Ihm und den beiden anderen sollte es zuerst an den Kragen gehen.

Zarcadis Landhaus lag leer und verlassen inmitten des Waldes. Er brauchte es vorläufig nicht mehr. Ebensowenig wie das Treibhaus, mit dem es eine ganz besondere Bewandtnis hatte. Es war die Quelle der Schwarzen Magie. Zahlreiche Menschen hatten es schon zu spüren bekommen, alle, die sich gegen Zarcadi gestellt hatten. Sie lebten weiter, jedoch nicht als Menschen, sondern als Pflanzen. Nur Zarcadi wußte davon, nicht einmal Frank Scott, einer seiner treuesten Diener. Und Scott, der sich von Sukos Niederschlag nur schwer erholt hatte, taumelte durch den Wald. Immer wieder stöhnte er auf, hielt sich dabei seinen Kopf, der schmerzte, als wolle er auseinanderplatzen. Er murmelte Flüche und Verwünschungen. In seiner Brust stieg das Gefühl der Rache und Vergeltung wie eine Flamme hoch. Er wollte es dem Chinesen zurückzahlen. Mit Zarcadis Hilfe mußte ihm das einfach gelingen. Scott merkte nicht, daß er vom Weg abkam und auf das Treibhaus zusteuerte. Auf ein Treibhaus, das zu einer Brutslätte des Bösen geworden war. Zarcadi hatte es so gewollt. Er zog den schützenden Schirm zurück und überließ alles der natürlichen dämonischen Entwicklung. Sie paßte haargenau in sein Konzept. Die Toten stiegen aus den Gräbern, und die fleischfressenden Pflanzen sorgten für die nötige Rückendeckung. Wahrlich teuflische Aussichten.

***

Langsam erholte sich Frank Scott. Er überwand die Nachwirkungen des Schlages und nahm sogar bewußt seine Umwelt wahr.

Durch das Laubdach der Bäume schimmerte ein grauweißer Himmel. Die Sonne war nicht zu sehen, aber es roch nach Schnee. Wenn Scott genau hinsah, konnte er bereits die ersten winzigen Flocken vom Himmel fallen sehen. Der Schnee würde alles zudecken wie ein riesiges weißes Leichentuch.

Schon sah Frank Scott die grauen Scheiben des Treibhauses zwischen den Bäumen schimmern. Dabei hatte er das Gefühl, hinter dem Glas würden sich Schatten bewegen. Scott wischte sich über die Augen, glaubte an eine Halluzination, doch die Bewegungen blieben.

Irgendjemand trieb sich im Treibhaus herum! Aber wer? Scott glaubte nicht, daß dieser Unbekannte seinem Meister Zarcadi wohlgesonnen war. Und deshalb hatte Frank Scott vor, dem Eindringling die Suppe zu versalzen. Vorsichtig und auf Zehenspitzen näherte er sich seinem Ziel. Niemand sollte ihn bemerken.

Scott erreichte die Eingangstür.

Er drückte die Klinke herunter und stellte mit Genugtuung fest, daß die Tür offen war.

Ein böses Grinsen huschte über seine Lippen. Mit einem heftigen Ruck stieß er die Tür auf, sprang über die Schwelle – und erstarrte vor Entsetzen…

***

Es war ein lautloser Flug. Ein Schweben durch die Unendlichkeit des Alls.

Schwindel packte mich. Die Eindrücke wechselten von einem Moment zum anderen. Ich fühlte mich als Mittelpunkt in einer prächtigen Farbpalette, dann wieder im Zentrum eines grauenvollen Orkans. Gräßliche Fratzen tauchten vor meinen Augen auf. Unheimliche Gestalten, die ihre gierigen Hände nach mir ausstreckten und mich doch nicht packen konnten. Sie griffen immer wieder ins Leere.

Dann tauchte ein schreckliches, übergroßes Gesicht auf. Es füllte die gesamte Umgebung aus. Das Gesicht stellte einen stilisierten Ziegenkopf dar. Mit Hörnern und einer spitzen Schnauze, aus der eine schwarze Zunge schnellte.

Die Augen waren übernatürlich groß und glühten in einem düsteren Rot. Obwohl ich zu einem Spielball fremder und unfaßbarer Kräfte geworden war, traf mich die Erkenntnis wie ein Schock.

Diese Fratze, der Schädel, die Hörner… Ich hatte den Teufel gesehen!

Das Bild verblaßte. Eine tiefe, unheimliche Schwärze saugte es auf wie ein Schwamm das Wasser. Ich fiel, fiel…

Plötzlich war alles vorbei. Es gab einen heftigen Ruck. Die Finsternis verschwand. Es wurde heller um mich herum. Ich riß die Augen weit auf und stellte fest, daß mich die Schwärze der Dimensionen entlassen hatte. Ich lag auf schmutzigem Boden.

Aber wo?

Ächzend richtete ich mich auf. Schwüle Luft umgab mich. Sie erinnerte mich an das Land des Schreckens – und… Ich schüttelte den Kopf, versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Richtig, an ein Treibhaus.

Schlagartig war die Erinnerung da! Der Horror-Wald, das Treibhaus, der Sarg…

Ich befand mich noch in kniender Stellung. Meine Finger wühlten in feuchtem Erdreich. Vor mir sah ich einen langen Gang. Er teilte das große Treibhausbeet in zwei Hälften. Über mir liefen die beiden Dachhälften schräg ab. Wo sie sich in der Mitte trafen, leuchteten in unregelmäßigen Abständen kleine, schmale Lampen.

Etwas irritierte mich. Ich hörte ein Schaben und Rascheln. Es schien von allen Seiten auf mich einzudringen und erfüllte mich auf eine unerklärliche Weise mit Angst. Langsam stand ich auf. Da sah ich die Ursache der Geräusche. Die Pflanzen und Blumen in diesem Gewächshaus bewegten sich. Ihre langen Stengel wiegten sich zu einem unhörbaren Takt. Kleine, sonst normale Blüten verdrei- und vervierfachten ihr Volumen, wurden zu Mäulern und rachenartigen Gebilden, die verschlangen, was sich ihnen in den Weg stellte. Verschlangen? Auch mich!

Ich sah, wie sich mir ein glockenförmiger Blütenkelch entgegenbeugte, eine lange, klebrige Zunge wischte daraus hervor, zuckte auf mein Gesicht zu. Ich sprang zur Seite.

Gerade noch rechtzeitig. Der verschlingende Kelch verfehlte mich.

Dafür spürte ich etwas Schleimiges an meinen Fußknöcheln. Ein Ruck – im letzten Moment konnte ich mich fangen, blickte nach unten, sah, daß sich zwei lianenartige Gewächse um mein rechtes Bein gewickelt hatten. Ich riß sie mit Gewalt entzwei.

Grünschwarzer Saft tropfte zu Boden und bildet sofort neue fleischfressende Pflanzen.

Meine Angst steigerte sich ins Unermeßliche. Dadurch, daß ich ziemlich weit vom Ausgang entfernt wieder in die sichtbare Welt eingetaucht war, erschien es mir fast unmöglich, die rettende Tür zu erreichen. Die Pflanzen links und rechts des Ganges hatten sich allesamt verändert. Sie waren zu Monstern geworden und wuchsen von Sekunde zu Sekunde weiter. Die ersten hatten schon das Glasdach erreicht, drückten mit ihrer immensen Kraft dagegen. Das Glas zerbarst.

Splitter regneten in die Pflanzenreihen hinein. All das bemerkte ich

am Rande, während ich verzweifelt versuchte, mir einen Weg zu bahnen.

Dann entdeckte ich den Spaten, der auf dem Boden lag. Fast wäre ich darüber gestolpert. So aber nahm ich ihn auf und hielt ihn als Waffe in der Hand. Das Eisen war zum Glück noch nicht verrostet.

Wie Schlangen krochen die grünlich schimmernden Pflanzen über den Boden, versuchten meine Füße zu umschlingen und mich zu Fall zu bringen.

Ich drosch mit dem Spaten zu. Die Schneide hackte die dünnen, aber kräftigen Arme entzwei. Ich kämpfte wie ein Berserker. Hatte ich ein Dutzend Arme entzweigeschlagen, wuchsen sofort doppelt so viele nach. Es war ein ungleicher Kampf. Und doch gab ich nicht auf. Ich hatte bald so etwas wie Routine. Erwischte die würgenden Lianen in der Luft. Der Spaten war eine gute Waffe, ohne ihn wäre ich hilflos gewesen und sicher ein Opfer dieser grauenvollen Umgebung geworden. Längst war ich in Schweiß gebadet. Wie Bachwasser lief er mir über das Gesicht.

Die Hälfte der Strecke hatte ich etwa geschafft. Von beiden Seiten drangen die verdammten todbringenden Lianen auf mich ein. Eine überdimensionale Osterglocke versuchte, ihren Kelch über meinen Kopf zu stülpen. Ich konnte sogar die klebrige Masse erkennen, die die Innenseiten der Blüten bedeckte.

Mit einem wütenden Rundschlag fegte ich den Kelch vom Stengel. Er fiel hinter mir zu Boden. Durch diese Aktion hatte ich mir etwas Luft verschafft. Ich lief zwei Yards weiter. Da flog die Tür des Treibhauses auf. Ich selbst hörte es nicht, da gleichzeitig eine Scheibe zersplitterte, so daß sich die Pflanzen weiter in die freie Natur schoben.

Dieses Treibhaus war den Kräften der Schwarzen Magie einfach überlassen worden. Niemand kontrollierte die Pflanzen, und nun wucherten sie aus. Wenn ihnen niemand Einhalt gebot, dann wuchsen sie weiter, nahmen bald den ganzen Wald ein und breiteten sich über das Land aus. Eine grauenhafte Vorstellung.

Meine Gedanken wurden jedoch unterbrochen, als ich die Gestalt sah, die das Treibhaus betreten hatte. Frank Scott!

Er sprang über die Schwelle. Schneeflocken umtanzten ihn. Er sah mich, sah die Pflanzen, und in seinen Augen leuchtete es auf. Ich ahnte, was er vorhatte. »Zurück!« schrie ich. »Bleib da!«

Scott hörte mich nicht, oder er wollte es nicht. Wahrscheinlich war sein Haß auf mich zu groß. Blindlings stürzte er vorwärts.

Er schaffte genau drei Schritte. Aus einem der Beete schnellte eine schenkeldicke Liane vor, ringelte sich blitzartig um seine Hüfte, und ehe Scott ahnte, was mit ihm geschah, schwebte er schon über dem Boden.

Es war ein schreckliches Bild, dessen Einzelheiten ich in den mir

endlos erscheinenden Sekunden erlebte. Scott begann zu schreien.

»Aaaahhhh…!« gellte es mir entgegen und trieb mir einen Schauer über den Rücken. Der Mann, der mich hatte töten wollen, kämpfte jetzt verzweifelt um sein eigenes Leben. Er verlor den ungleichen Kampf.

Es gelang ihm, den tentakelartigen Arm zu packen, doch er konnte ihn nicht von seiner Hüfte entfernen. Das Gewächs hatte sich festgesaugt. Eine zweite Liane wickelte sich um seinen Hals.

Scotts Schrei erstickte in einem Röcheln. Er schlug mit Armen und Beinen, versuchte alles, um die tödliche Umklammerung loszuwerden. Es hatte keinen Sinn.

Ich selbst wurde zur Maschine. Räumte mit dem Spaten auf. Zerschlug, zermalmte und zerhackte, was sich mir in den Weg stellte. Ich wollte Scott retten – und kam doch zu spät. Die beiden Lianen zogen ihn über das Beet. Sekundenlang noch sah ich ihn in der Luft, dann verschwand Frank Scott zwischen den mordenden und würgenden Pflanzen. Einmal noch tauchte sein Arm auf. Die Finger waren gestreckt, dann krümmten sie sich und verschwanden zur Faust geballt. Nie in meinem Leben würde ich dieses Bild vergessen. Falls es ein Weiterleben gab.

Ich kämpfte verbissen, näherte mich Yard für Yard dem Ausgang, trennte eine übergroße, schalenartige und blutrote Blüte von ihrem Stengel, ehe mich ihre klebrigen Blätter umschlingen konnten.

Dann warf ich mich mit einem letzten verzweifelten Sprung durch den Ausgang. Ich prallte auf den Waldboden, rollte mich mehrmals um die eigene Achse und sah zu, daß ich aus der unmittelbaren Gefahrenzone verschwand. Das war gut so, denn die Fangarme glitten halbhoch über den Boden auf mich zu. Sie wollten mich noch nicht aus ihren verdammten Klauen lassen.

In einem Wutanfall trennte ich sie ab. Ich taumelte in den Wald. Schneeflocken umwirbelten mich. Die kalte Winterluft tat gut. Ich prallte gegen einen Baum, umfing mit beiden Händen den Stamm und blieb einfach stehen.

Meine Knie zitterten, die Lungen arbeiteten wie Blasebälge, die Wangenmuskeln zuckten, und der Wald drehte sich vor meinen Augen.

Minutenlang stand ich am Baumstamm gelehnt und ruhte mich aus. Jetzt erwies sich meine Bombenkondition als Vorteil. Obwohl mein Herz fast doppelt so schnell schlug wie normal, spürte ich doch, wie die alte Kraft in meinen geschundenen Körper zurückströmte.

Ein John Sinclair ist doch nicht so leicht totzukriegen! dachte ich mit Galgenhumor.

Aber noch war der Fall nicht abgeschlossen. Zarcadi lebte, und er befand sich in der sichtbaren Welt. Doch er hatte eine Teilniederlage

einstecken müssen. Es war mir gelungen, aus seinem Reich zu entfliehen. Jetzt wollte ich ihn zum Kampf stellen.

Die Frage war: Wo steckte er? In seinem Landhaus?

Ich beschloß, die Probe aufs Exempel zu machen. Ehe ich mich jedoch auf den Weg begab, warf ich noch einen Blick auf das Treibhaus. Dort mußte sich Schreckliches abspielen. Die Pflanzen breiteten sich immer weiter aus. Scheiben platzten, als wären sie aus Papier. Wenn ich mich nicht beeilte, konnte es passieren, daß die verdammten Pflanzen den Wald eroberten und mich letzten Endes auch noch töteten.

Den Spaten, der mir so gute Dienste erwiesen hatte, nahm ich mit. Nach einem Fußmarsch von ungefähr einer Viertelstunde erreichte ich das Landhaus. Die Türen waren offen. Ich durchsuchte das Haus von oben bis unten, ich fand jedoch nicht ein einziges Lebewesen. Nicht einmal eine Fliege. Also war Zarcadi in Orlington. Eine andere Alternative gab es für mich nicht.

Es schneite stärker. Auf den Bäumen lag eine dünne weiße Schicht. Das Bild wirkte romantisch. Aber dafür hatte ich jetzt keinen Blick. Ich wußte, daß die Stunde der Entscheidung dicht bevorstand. Es gab nur zwei Möglichkeiten. Der Schwarze Tod oder ich!

***

Suko und Bill Conolly reinigten die Gewehre. Erfreut hatten die beiden festgestellt, daß die Magazine voll geladen waren. Bill klopfte auf den Schaft.

»Damit können wir uns schon einige Kameraden vom Leib halten.«

»Denk daran, es sind Menschen«, warnte Jane. Sie stand am Fenster und starrte hinaus.

Die dicken Flocken segelten wie Federn vom grauen Himmel. Noch schmolzen sie, wenn sie die Erde berührten, aber der Schnee wurde von Minute zu Minute dichter. Nicht mehr lange, dann lag das Land unter einem weißen Teppich.

»Sie versammeln sich auf dem Friedhof«, meldete die blonde Detektivin.

»Das ist doch gut«, erwiderte Bill. »Dann rücken sie uns wenigstens nicht auf die Pelle.«

»Deinen Humor möchte ich haben«, meinte Jane. »Der ist angeboren.«

»Fertig«, sagte Suko in diesem Moment und wog sein Gewehr in der Hand. »Ich glaube, wir können es bald riskieren.«

»Und was wird aus mir?« fragte Monja Dunhill leise. Jane Collins strich ihr tröstend über das Haar.

»Wir nehmen dich mit, Monja. Du brauchst keine Angst zu haben.«

Das Girl nickte. Vertrauensvoll blickte es Jane Collins an. Bill war

ebenfalls fertig. Prüfend sah er auf das Gewehr.

»Jetzt hoffe ich nur noch, daß die Knarre auch schießt. Die muß einiges gekostet haben. Selbstladekarabiner Unique Modell Combo, so heißt die alte Donnerbüchse.«

Bill blickte gedankenverloren auf das Magazin.

»Laß uns nur nicht im Stich.« Jane Collins stand wieder am Fenster. »Es wundert mich nur, daß Zarcadi noch nicht aufgetaucht ist. Anscheinend ist er doch nicht so sehr an uns interessiert.«

»Warte es nur ab«, antwortete Suko. »Der schickt erst seine Vasallen vor. Zarcadi weiß doch genau, daß er sich mit uns ein Kuckucksei ins Nest gelegt hat.«

Jane nickte. »Wenn ich nur wüßte, was mit John ist.« Ihre Stimme klang rauh und kratzig.

Die anderen merkten, daß Jane Mühe hatte, die Tränen zurückzuhalten.

»Er wird es schon geschafft haben«, meinte Bill. Die Antwort klang nicht gerade überzeugend.

Die drei Freunde hatten es nach Möglichkeit vermieden, über John Sinclair zu sprechen. Aber jeder dachte wohl an den Geisterjäger und dessen Ungewisses Schicksal.

Doch Janes Aufmerksamkeit wurde von etwas anderem in Anspruch genommen. »Sie rotten sich zusammen«, meldete sie.

»Wo?« Suko stand mit einem Schritt neben ihr.

Jane wies nach vorn. »Da, neben dem verfallenen Holzschuppen. Das gibt Ärger.«

Suko drückte die Detektivin vom Fenster weg. Dann riß er den Flügel auf.

»Was hast du vor?« fragte Bill.

»Wirst du schon sehen. Ehe die uns noch einmal mit Steinen bepflastern, jage ich ihnen eine Warnung vor die Fuße.« Der Chinese zählte etwa acht Männer, die das Haus aus ihrer Deckung beobachteten. Zwei traten vor und hoben drohend die Fäuste. Suko beugte sich aus dem Fenster. Den Gewehrkolben hatte er gegen die rechte Schulter gedrückt. Sein Zeigefinger lag am Abzug.

Der Chinese sah nicht, daß sich auf dem Dach über ihm etwas tat. Lautlos waren zwei Männer dort hinaufgeklettert. Einer hatte eine Henkerschlinge fachmännisch geknüpft. Als Sukos Kopf auftauchte, glitt ein böses Lächeln über sein Gesicht. Langsam ließ er die Schlinge nach unten gleiten, um sie im richtigen Augenblick blitzschnell um Sukos Hals zu werfen…

***

Ich lief nicht auf direktem Weg ins Dorf, sondern nahm Nebenwege. Kurz vor den ersten Häusern schlug ich mich nach links ins Gelände.

Die Schneeflocken umtanzten mich wie kleine wilde Teufel. Unter der weißen Pracht war der Acker nicht zu erkennen, und ehe ich mich versah, war ich bis zu den Knöcheln im Matsch eingesunken.

Den Fluch riß mir der Wind von den Lippen. Es war doch merklich kühler geworden. Meine ramponierte Kleidung trug auch nicht gerade dazu bei, mich vor der Kälte zu schützen. Ich hatte mir schon einen Plan zurechtgelegt. Zuerst einmal wollte ich mir Waffen besorgen. Doch die lagen im Kofferraum des Bentley. Zum Glück besaß ich noch die Autoschlüssel. Sie waren in der Schreckenswelt nicht verlorengegangen. Im Gegensatz zu meinem geweihten Dolch. Aber der hatte mir im letzten Augenblick noch das Leben gerettet. Ich besaß zum Glück noch einen zweiten Dolch. Er lag in meinen Einsatzkoffer, der so gesichert war, daß jeder Unbefugte damit sein blaues Wunder erlebte. Blitzschnell strömte durch eine verborgene Düse ein Betäubungsgas aus, das die betreffende Person auf der Stelle kampfunfähig machte.

Ich kletterte über Zäune und Absperrungen, lief an den Rückseiten der Gehöfte und Bauernhäuser vorbei und gelangte langsam, aber sicher in die Dorfmitte.

Bis jetzt hatte mich noch niemand entdeckt. Aber auch ich sah keinen Einwohner. Sollten sich die Leute in ihren Häusern verkrochen haben?

Im Flockenwirbel sah ich eine schmale Gasse zwischen zwei Häusern. Meiner Schätzung nach mußte sie geradewegs auf die breitere Hauptstraße führen. Ich hatte mich nicht getäuscht.

An der Einmündung der Gasse blieb ich stehen und peilte über die Hauptstraße.

Und da sah ich die Menschen. In Gruppen standen sie beisammen. Stumm und merkwürdig verkrampft. Ich zählte drei kleine Gruppen. Auf Mäntel und Jacken hatte sich eine weiße zweite Haut aus Schnee gelegt.

Der Flockenwirbel tanzte über die Fahrbahn, so daß ich meinen Bentley kaum erkennen konnte, Aber dieses Schneetreiben hatte auch seine Vorteile. Es nahm den anderen ebenfalls die Sicht. Ich riskierte es einfach.

Vorsichtig löste ich mich aus meiner Deckung. Dicht an den Häusern entlang schlich ich die Straße hinauf, umtanzt von schneeweißen Flocken.

Ich passierte die alten verfallenen Fassaden. Die Fenster waren durch Klappen verdeckt. Niemand ließ sich blicken, und auch die Bewohner, die auf der Straße standen, nahmen von mir keine Notiz. Es schien, als warteten sie auf irgend etwas.

Längst schoben sich die Schatten der Dämmerung über das Land. Zusammen mit den dicken grauen Schneewolken brachte sie eine

frühe Dunkelheit, die mir natürlich zugute kam. Immer wieder hielt ich Ausschau nach Professor Zarcadi, doch dieser verdammte Dämon war nirgends zu sehen. Bestimmt lauerte er irgendwo im verborgenen, um seinen teuflischen Plan durchführen zu können. Aber den Spaß wollte ich ihm verderben. Auch von Suko und Jane Collins sah ich nichts. Ich hatte vorhin die vage Hoffnung gehabt, Jane in dem Landhaus zu finden, doch das hatte sich als Seifenblase erwiesen. Plötzlich vernahm ich dicht vor mir ein Knarren. Dann wurde eine Tür aufgestoßen, und im nächsten Moment verließ ein bärtiger Mann in mittleren Jahren das Haus. Wir sahen uns gleichzeitig.

Die Augen des Mannes wurden groß, sein Mund öffnete sich zu einem Warnschrei…

Ich reagierte wie ein Automat, sprang vor und verschloß die Lippen des Mannes mit der flachen Hand. Dabei riß ich ihn herum und drückte ihn zurück in das Haus. Er schlug um sich und versuchte zu treten. Seine Hacke streifte mein Schienbein, und ich mußte ihm die Beine wegtreten. Dann schlug ich die Tür zu.

Wir befanden uns in einem schmalen dunklen Flur. Ich konnte sehen, daß sich die Augen des Mannes vor Entsetzen weiteten. Er hatte mich wohl erkannt. Da er mich für tot hielt, brach für ihn sicherlich eine Welt zusammen. »Bist du allein?« fragte ich. Er nickte.

Ich merkte, wie der Mann zitterte. Mein Anblick mußte ihm wie ein Schock getroffen haben. »Tot!« ächzte er. »Du – du – bist tot. Du hast im Sarg gelegen…«

Ich grinste. »Du siehst, daß ich noch lebe. Und jetzt erzähle mir eine hübsche Geschichte. Was hat Zarcadi vor? Ist erüberhaupt noch hier im Ort?«

Der Mann schluckte. Ich sah, daß sein Adamsapfel auf und nieder hüpfte.

»Zarcadi ist stark. Er holt die Toten aus den Gräbern. Er wird auf der Geige spielen. Er…«

Das Gesicht des Mannes verzerrte sich, so, als würde er selbst unter unsäglichen Schmerzen leiden. Er warf sich auf dem Boden hin und her. Ich mußte all meine Kraft aufwenden, um ihn festzuhalten.

Mir war klar, wie er in diesen Zustand geraten war. Zarcadi hatte den Geist des Mannes mit einer magischen Sperre belegt, die ich nicht ohne weiteres durchbrechen konnte. Wollte ich sie aufheben, benötigte ich Hilfsmittel. Im Moment standen sie mir nicht zur Verfügung.

Mit einem gezielten Faustschlag schickte ich meinen Informanten ins Reich der Träume. Er würde mich in der nächsten Stunde nicht verraten.

Ich schlich wieder nach draußen. Kaum hatte ich die Tür geöffnet, da tanzten bereits die Flocken in den Flur. Der Schnee fiel wie ein dichter

weißer Vorhang vom Himmel. Die andere Straßenseite war kaum noch zu erkennen. Ich zog den Kopf zwischen die Schultern und hastete los. Ungesehen erreichte ich den Ausgang des Dorfes. Ich sah mich noch einmal sichernd um und huschte dann über die Straße. Nicht nur mein Bentley stand dort, wo ich ihn verlassen hatte. Ein weiterer Wagen hatte sich hinzugesellt. Ein Porsche. Demnach war Bill Conolly in der Nähe. Sukos Harley entdeckte ich ebenfalls. Ich mußte lächeln. Mein chinesischer Freund hatte wirklich alle Hebel in Bewegung gesetzt und sogar Bill Conolly losgeeist. Hinter dem Heck des Bentley tauchte ich in Deckung. Auf dem Wagen lag eine handhohe Schneeschicht. Nicht einmal die Fenster waren mehr zu sehen.

Ich peilte am linken Kotflügel des Wagens vorbei hinüber zum Friedhof. Dort flackerte in diesem Augenblick ein Feuerschein auf. Jemand mußte eine Fackel angezündet haben. Ganz schwach vermeinte ich auch, Stimmen zu hören. Es wurde Zeit. Ich befreite das Schloß des Kofferraums vom Schnee, holte meinen Schlüssel hervor und schloß die Klappe auf.

Unbeschädigt lag mein Koffer im Licht der schwachen Innenbeleuchtung. Ich öffnete den Deckel. Eingelegt in rotem Samt lag meine Ersatz-Beretta. Daneben der zweite geweihte Dolch. Ferner die magische Kreide, eine gnostische Gemme und die Druckluftpistole, die angespitzte Eichenbolzen verschloß. Beide Schußwaffen steckte ich in den Hosenbund. Der silberne Dolch verschwand in der Lederscheide. Behutsam klappte ich die Kofferraumhaube wieder zu. Niemand hatte mich gesehen. Die Spuren, die ich im Schnee hinterlassen hatte, waren längst wieder zugeschneit. Ich fragte mich allerdings, wo Suko, Jane und Bill steckten. Hatte Zarcadi sie gefangengenommen und hielt sie hier im Dorf fest? Oder aber war mit ihnen das gleiche passiert wie mit mir? An die zweite Möglichkeit wagte ich gar nicht zu denken. Als ich mich umsah, entdeckte ich Schatten. Menschen kamen die Dorfstraße herauf. Gespenstisch tauchten sie aus dem tanzenden Schneewirbel auf. Ich hielt den Atem an.

Wenn die Leute nicht völlig blind waren, dann mußten sie mich sehen. Zeit, in Deckung zu gehen, hatte ich nicht mehr. Ich legte meine rechte Hand auf den Griff der Beretta. Wenn es hart auf hart ging, dann mußte ich eben schießen. Und da hörte ich den Schuß!

Der Mann mit der Henkerschlinge war wie besessen. Er hockte dicht am Dachrand und beobachtete die Schlinge.

Sie baumelte in Höhe des Fensters. Blitzschnell ließ der Mann die Schlinge nach unten fallen. Der Knoten drückte zu. Er legte sich würgend um Sukos Hals.

Der Kopf des Chinesen wurde in die Höhe gerissen.

Sekundenlang war Suko überrascht. Er verlor die Übersicht, und das

Gewehr rutschte ihm aus den Fingern.
Der Henker lachte teuflisch auf. Mit aller Kraft zog er am Seil, wollte Suko strangulieren.
Dann geschahen zwei Dinge gleichzeitig. Suko, der sich instinktiv wehrte, griff nach dem Seil, schloß beide Hände darum und zog es kraftvoll nach unten.
Mit dieser Gegenreaktion hatte der Mann auf dem Dach nicht gerechnet. Außerdem hatte er Sukos Kräften nichts entgegenzusetzen. Er ließ das Seil los, verlor durch den unerwarteten Schwung das Gleichgewicht und fiel schreiend vom Dach. Hart schlug er vor dem Fenster auf dem Boden auf. Im nächsten Augenblick stand Bill neben dem Chinesen. Er riß Suko zurück.
Suko taumelte in das Zimmer und fiel hin. Sein Gesicht war bleich, er schnappte nach Luft. Der Knoten saß noch verdammt fest. Bill lockerte ihn mit zitternden Fingern. Suko selbst streifte sich die Schlinge über den Kopf.
Auch Jane Collins war aufgesprungen. Sie kümmerte sich um den am Boden liegenden Suko, während Bill Conolly zum Fenster hetzte.
Ein Schatten wischte an der Öffnung vorbei. Der zweite Mann war vom Dach gesprungen. Katzengewandt kam er auf. Er fing seinen Sprung ab, rollte sich über den verschneiten Boden und riß gleichzeitig das Gewehr an sich. Neben dem leblosen Henker blieb er knien.
Der Mann war ungewöhnlich gelenkig, und er schien mit einem Gewehr umgehen zu können. Eiskalt legte er auf das Fenster an. Im Rahmen tauchte soeben Bill Conollys Oberkörper auf. Bill starrte nach draußen, sah durch den tanzenden Flockenwirbel den Kerl am Boden liegen – und die Mündung des Gewehrs, die sich auf ihn einpendelte. Bill hielt die zweite Waffe noch in den Fäusten. Er oder ich! schoß es ihm durch den Kopf. Der Reporter feuerte.
Krachend entlud sich die Waffe. Das Bleistück fauchte aus dem langen Lauf, bohrte sich in die Schulter des Mannes und rß diesen herum.
Der Kerl ließ das Gewehr fallen, als sei es glühend heiß. Bill sah, wie sich der Schnee rot färbte. Der Mann schrie. Seine Hände wühlten den Schnee auf, dann lag er plötzlich still. Bill nahm an, daß ihn eine gnädige Bewußtlosigkeit aufgenommen hatte.
»Verdammt«, fluchte der Reporter. »Du hast es nicht anders gewollt.« Bill wandte sich um.
Suko massierte seinen Hals, der deutliche Strangulierungsstreifen aufwies. »Ist er tot?« fragte Suko.
Bill schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn an der Schulter getroffen. Er ist nur bewußtlos. Aber er braucht einen Arzt, sonst verblutet er.«
Suko sprang auf. »Gib mir die Beretta zurück!« wandte er sich an

Jane Collins. »Wir versuchen auszubrechen!«

Die Dorfbewohner waren durch das knallende Gemusch ebenso irritiert wie ich.

Sie stoppten.

Fünf Köpfe drehten sich in die Richtung, aus der der Schuß gefallen war, Ich war neben dem Bentley zu Boden gegangen, preßte mich auf die schneekalte Erde und wartete ab. Die Beretta hielt ich sicherheitshalber in der Rechten.

Die Dorfbewohner diskutierten noch miteinander. Was sie im einzelnen sagten, konnte ich nicht verstehen, entnahm aber ihren Gebärden eine gewisse Ratlosigkeit.

Auch drüben am Friedhof war der Schuß gehört worden. Drei Fackelträger schwangen sich über die Mauer und liefen durch den tiefen Schnee auf die erste Gruppe zu.

»Das war am Gasthaus!« hörte ich eine tiefe Stimme.

»Da sind doch die drei anderen!«

»Dann nichts wie hin.«

Die Menschen begannen zu rennen. Mich aber hatten die Worte aufgeschreckt. Vor allen Dingen die Bemerkung, daß dort im Gasthaus noch drei andere seien.

Von wem war da gesprochen worden? Vielleicht von Suko, Jane und Bill? Ich nahm es fast als sicher an.

Mir war selbst bekannt, wo dieses Gasthaus lag. Ich brauchte nicht über die Hauptstraße zu laufen, sondern konnte eine Abkürzung nehmen.

Ich lief quer über die Straße, verschwand in einer schmalen Seitengasse, erreichte einen kleinen verschneiten Garten, durchquerte ihn und spurtete über ein Wiesengrundstück der Rückseite des Gasthauses zu.

Zum Feld hin deckten mich flache, schuppenartige Gebäude ab. Sie waren teilweise verfallen, so daß es in die zerstörten Buden hineinschneite.

Das Gasthaus war etwas länger als die normalen Häuser des Dorfes. Mit seinem Anbau ragte es über die hinteren Fassaden der anderen Behausungen hinaus. Ich blieb stehen.

Schräg peitschte der Wind die Flocken auf mich zu. Klatschnaß war mein Gesicht. Auf dem Kopf trug ich schon eine weße Haube. Die weiße Pracht klebte in meinen Augenbrauen, schmolz dort und lief an den Wangen hinab. Vorsichtig ging ich weiter. Schon sah ich die Konturen des Gasthauses aus dem Schneetreiben auftauchen. In einem der oberen Fenster schimmerte fahles Licht. Ich sah, daß der Flügel offenstand.

Fast wäre ich über die reglosen Körper gestolpert. Im letzten Moment sah ich sie auf dem Boden liegen und sprang darüber hinweg. Rasch

untersuchte ich die beiden. Es waren zwei Männer. Einer von ihnen lebte nicht mehr. Sein Kopf war verdreht. Der Mann hatte sich das Genick gebrochen. Wahrscheinlich war er aus großer Höhe auf die Erde gefallen. Der andere Mann war verletzt und bewußtlos. Eine großkalibrige Kugel hatte seine linke Schulter aufgerissen, zum Glück jedoch keine Schlagader verletzt. Trotzdem rann das Blut ununterbrochen aus der Wunde.

Obwohl mir die Zeit im Nacken brannte, konnte ich den Mann nicht einfach so liegen lassen. Ich riß das Hemd des Toten in Streifen und legte dem Verletzten einen Notverband an. Schreie und Flüche schreckten mich auf. Dann erklang eine Stimme. »Zurück! Verdammt, geht zurück!«

Unter Tausenden hätte ich die Stimme erkannt. Sie gehörte meinem Freund Suko!

Er lebte. Und die anderen wahrscheinlich auch. Ein Stein fiel mir vom Herzen.

Trotzdem verlor ich nicht die Übersicht. Ich schnappte mir das neben dem Toten liegende Gewehr, sprang auf und huschte auf die Hintertür des Gasthauses zu.

Wie ein wütender Tiger schoß ich in den schmalen, kaum erhellten Flur. Nach zwei Schritten hatten sie mich entdeckt. Ich hörte Geräusche über mir, riß den Kopf in den Nacken, sah, wie jemand über das Treppengeländer hechtete, und im nächsten Augenblick sprang ein Mann mit stoßbereitem Messer auf mich zu…

Bill Conolly hatte die Spitze übernommen. Den Kolben des Gewehrs preßte er gegen seine rechte Hüfte. Nach Bill ging Jane Collins. Ihr folgte Monja, und den Schluß bildete Suko. Der Chinese spürte noch immer den Druck am Hals. Obwohl er die verdammte Schlinge nur einige Sekunden um den Hals gehabt hatte, waren die Zeichen doch nicht zu übersehen.

Monja zitterte vor Angst. Ihre Lippen murmelten leise Gebete.

Jane Collins hatte dem Mädchen zur Beruhigung die rechte Hand auf die Schulter gelegt.

Möglichst lautlos versuchten sie, die Treppe hinunterzusteigen.

Das war ein schwieriges Unterfangen, denn das alte Holz ächzte und knarrte an allen Stellen.

Unbehelligt erreichten sie den ersten Absatz.

Aber damit hatte es sich auch schon.

Plötzlich vernahmen sie Stimmen aus dem Gastraum. Eine Tür flog auf, und Sekunden später drängten sich die Dorfbewohner in dem kleinen Flur.

Drei von ihnen hielten Fackeln in den Händen. Der rote Widerschein leuchtete das Treppenhaus aus, zuckte geisterhaft über die Wände und ließ die Gesichter aussehen wie mit Blut Übergossen.

Bill Conolly sprang zwei Stufen vor. »Verschwindet!« brüllte er und nahm das Gewehr in Anschlag. Stille.

Hinter Bill sog Jane Collins schnaufend den Atem ein. Monja begann leise zu weinen. Sie hatte unter den Männern ihren Vater erkannt. Er starrte nur sie an. In der rechten Hand hielt er eine Mistgabel.

Bill Conolly beschrieb mit der Waffenmündung einen Halbkreis.

»Könnt ihr nicht – oder wollt ihr nicht?« bellte er. »Weg, gebt den Weg frei!« Die Männer standen wie eine Mauer. Sekunden vergingen.

Schließlich trat der Wirt vor. »Ihr habt keine Chance mehr«, sagte er. »Ihr könnt das Dorf nicht mehr verlassen. Zarcadi will eure Seelen haben. Begleitet uns freiwillig mit zum Friedhof, sonst…«

»Was ist sonst?« höhnte Bill.

»Sonst werden wir euch totschlagen!«

Das war zuviel für den Reporter. Mit einem Schrei auf den Lippen sprang er vor, hinein in den Pulk der Menschenleiber. Bill schoß nicht, er benutzte das Gewehr wie eine Keule. Bill Conolly war nicht mehr zu bremsen. Mit dem Lauf und mit dem Kolben schlug er zu. Er sah in verzerrte Gesichter, mißte selbst einiges einstecken, und einmal streifte die Flamme einer Fackel sein Gesicht.

Bill schrie auf. Jemand umklammerte von hinten seine Beine. Der Reporter fiel zu Boden. Das Gewehr wurde ihm aus den Händen gerissen.

Von oben sauste der Kolben auf ihn zu, hätte ihm den Schädel zerschmettert.

Da löste sich von der Treppe her eine Gestalt. Suko flog wie ein Wirbelsturm herbei. Er setzte den rechten Fuß in das Gesicht des Totschlägers, und der Mann kippte nach hinten. Der Stoß mit dem Gewehrkolben verfehlte Bill Conolly und prallte einem anderen Dorfbewohner gegen die Hüfte. Schreiend brach der Mann in die Knie.

Sukos Fäuste wirbelten wie die Trommelstöcke eines Drummers. Er räumte auf, wo er nur konnte. Selbst ein harter Schlag mit der Fackel konnte ihn nicht bremsen. Dafür setzte er dem Kerl seine geballte Faust auf den Solarplexus.

Aber viele Jäger sind des Hasen Tod. Das bewahrheitete sich auch bei diesem Kampf. Außerdem hatte Suko nicht genügend Platz, sonst wäre er mit den Männern vielleicht noch fertig geworden.

Der Wirt war es, der ihn ins Stolpern brachte. Dann hämmerte ihm jemand einen Knüppel über den Kopf. Suko brach zusammen. Er sah ein ganzes Weltall vor seinen Augen zerplatzen. Er merkte nicht mehr, wie ihn harte Fäuste hochhievten und in den Gastraum zerrten. Suko war erst einmal groggy.

Auch Bill wurde weggeschleift. Sein Gesicht war blutverschmiert. Ein Hieb hatte seine Nase getroffen. Bill versuchte sich noch immer zu wehren, doch gegen die Kraft von vier Männern konnte er nicht viel

ausrichten.

Andere holten Jane und Monja. Die Detektivin kämpfte mit allen Tricks. Durch ihre Karateschläge holten sich einige Typen glasige Augen. Doch als jemand Monja mit einem Messer bedrohte, gab Jane Collins auf.

Suko wurde auf eine Bank geworfen. Bill Conolly warfen die Männer wie einen leeren Sack zu Boden. Alle drängten jetzt in den Gastraum.

Der Wirt war am schlimmsten. Er sah seine Tochter, rannte auf sie zu und schüttelte sie durch.

»Du verfluchtes Weib!« schrie er. »Du Miststück! Ich…«

Suko hatte sich wieder einigermaßen erholt. Die Kerle hatten ihn zwar halb bewußtlos geschlagen, aber vergessen, ihm die Pistole wegzunehmen. Er ließ seine rechte Hand unter die Lederjacke gleiten.

Monja schrie und weinte. Die Hände ihres Vaters klatschten in ihr Gesicht.

»Du wirst Zarcadi gehören, du wirst…« Auch andere wollten sich auf das Mädchen stürzen.

Da gellte Sukos Stimme auf. »Zurück! Verdammt, geht zurück!«

Die Stimme übertönte sogar den Lärm. Die Anwesenden erstarrten. Sekundenlang wurde es ruhig, bis Sukos Stimme die Stille unterbrach.

»Wenn du noch einmal Hand an das Mädchen legst, schieße ich, du Bastard!«

Der Wirt atmete mit offenem Mund. Seine Blicke wieselten zwischen dem am Boden liegenden Mädchen und dem Chinesen hin und her.

»Ich scherze nicht«, sagte Suko. »Geh von dem Mädchen weg!«

Ehe der Wirt diesem Befehl Folge leisten konnte, geschah etwas, was den Ereignissen seinen Stempel aufdrückte.

Die Melodie der Teufelsgeige klang auf…

Übergroß sah ich die Messerklinge. Und dahinter ein haßentstelltes Gesicht, in dem zwei mordlüsterne Augen funkelten. Der Kerl wollte mich abstechen, ohne Erbarmen. Ich riß die Beuteflinte hoch. Es war die einzige Möglichkeit, mich zu wehren.

Der Kerl schrie, als ihn der Lauf in Höhe des Magens traf. Er kippte zur Seite weg, fiel auf den schmutzigen Boden, ließ aber das verdammte Messer nicht los. Er war noch jung, viel zu jung zum Sterben. Von oben drückte ich ihm den Lauf gegen die Brust, und er erstarrte.

»Okay, Junge, du hast deinen Spaß gehabt, jetzt habe ich meinen. Laß die Klinge fallen!«

Seine Finger öffneten sich. Die Klinge rutschte von seiner Handfläche. Noch immer verzerrte ein seltsames Grinsen sein Gesicht. Es konnte die Reaktion auf den Schmerz sein. Es war aber ein Triumphgefühl, denn der Hundesohn hatte noch einen Komplizen. Der lauerte neben der Treppe, bewaffnet mit einem handlichen

Totschläger. Woher er das Ding hatte, wußte der Teufel.
Aber das war mir egal, denn der Bursche wollte meinen Schädel zerschmettern. Aus der Drehung heraus schlug ich mit dem Gewehr zu. Der Lauf traf ihn am Hals.
Der heimtückische Angreifer verdrehte die Augen und krachte zu Boden. Wie ein plattgewalzter Käfer blieb er liegen.
Sein Kumpan witterte Morgenluft. Er trat nach mir, traf mein linkes Schienbein. Ein heißer Schmerz durchzuckte mich. Ich taumelte zurück.
Der Kerl sprang auf.
Besessen, wild.
Ich holte den Uppercut aus der Hüfte. Und diesen Hammer verdaute er nicht. Der hätte auch einen Grizzly flachgelegt.
Bis zur Wand wurde der Typ zurückgeschleudert, verdrehte die Augen und rutschte bewußtlos in sich zusammen.
Ich rieb mir über die Knöchel.
Und da hörte ich die Melodie.
Diese verdammten Noten, die der Teufel erfunden haben mochte, um die Menschen in seinen Bann zu ziehen.
Aber mich nicht mehr, das konnte ich schwören.
Ich wußte nur eins.
Zarcadi war nah…
Es schien, als ginge ein Ruck durch die im Gastraum versammelten Menschen.
Die ersten Töne waren kaum aufgeklungen, da veränderten sich die Gesichter. Sie wurden maskenhaft starr, die Augen nahmen einen seltsam matten Glanz an. Wie auf ein geheimes Kommando hin drehten sich die Köpfe dem Ausgang zu. Aber auch Suko, Bill und Jane blieben nicht verschont. Die dämonische Melodie riß sie mit, schaltete ihre Gedanken aus und ließ sie all das vergessen, was vorher geschehen war. Schrill und ohrenbetäubend schwangen die höllischen Töne in die Hirne der Menschen. Wie Marionetten drehten sich die Versammelten um und näherten sich der Tür. Schon wurde sie aufgezogen.
Schneeflocken wirbelten in den Gastraum; berührten die Holzdielen und schmolzen.
Hintereinander verließen die Männer das Gasthaus. Suko, Jane und Bill folgten ihnen. Sie gehörten dazu. In ihren Köpfen waren jegliche Gedanken eliminiert. Jedermann gehorchte nur den Klängen der Teufelsgeige, auf der Zarcadi so meisterlich spielte.
Suko kämpfte als einziger gegen den Zustand an. Sein Gesicht hatte sich verzogen, als litte er unter unsagbaren Schmerzen. Aber auch er fand nicht die Kraft, dieser dämonischen Melodie zu widerstehen. Er schloß sich den anderen an. Vor ihm ging Jane Collins. Sie hielt ihren

Körper seltsam aufrecht, steif und ungelenk waren ihre Schritte. Auch Suko geriet unter den direkten Einfluß des Teufelsgeigers.

Stumm, aber zielsicher schritt die Prozession ihrem Ziel entgegen! Alle wollten dabeisein, wenn Zarcadi zum großen Schlag ausholte.

Die Melodie schien jeden Winkel des Dorfes zu erfüllen. Sie schwang über die Straße, über die Häuser hinweg, legte sich wie eine Glocke über das Dorf und zog jeden in ihren Bann. Jeden?

Nein! Eine fehlte. Das Mädchen Monja hatte sich erfolgreich gegen die Beeinflussung gewehrt.

Kaum war der erste Ton erklungen, preßte sie im ersten Impuls beide Hände gegen ihre Ohren. Dann griff sie rasch unter ihr Kleid. In einer versteckten Tasche trug sie einen Rosenkranz. Ihre Finger umfaßten die geweihten Perlen, die Lippen murmelten Gebete, und sie widerstand dem Drang des Bösen.

»Monja!« Die Stimme in ihrem Rücken ließ sie zusammenfahren. Hastig wandte sich das Mädchen um. Vor ihr stand John Sinclair!

***

Ich lächelte, als ich Monja ansah, doch auch mein Anblick konnte ihre Angst nicht mindern.

»Tot«, flüsterte das Girl. »Sie sind tot – ich – ich…« Hastig schlug sie ein Kreuzzeichen.

Ich ging auf sie zu. »Nein, Monja, ich lebe noch, wie du siehst«, erwiderte ich. »Das ist auch nicht mein Geist, der vor dir steht. Komm, faß mich an und überzeuge dich selbst.«

Monja nickte.

Ich nahm das Mädchen in den Arm, spürte, wie es zitterte. »Wo sind die anderen?« fragte ich. »Auf dem Friedhof?«

»Ja.« Die Antwort war nur ein Hauch.

»Dann werde ich Zarcadi dort stellen.«

Ich lauschte nach draußen. Das Geigenspiel klang nicht mehr so laut wie vorhin.

Ein paar Nachzügler gingen noch in Richtung Friedhof. Dann war die Straße leer.

Für mich wurde es Zeit.

***

»Laß uns einen anderen Weg nehmen«, schlug Monja vor, als wir inmitten des Schneetreibens auf der Straße standen.

Ich nickte. Vorsichtig sah ich mich um. Ich rechnete immer noch mit Nachzüglern, die unterwegs zum Friedhof waren, doch niemand ließ sich blicken.

Monja faßte nach meiner Hand und zog mich mit sich. Das Mädchen hatte es plötzlich eilig. Schließlich wußte es seinen Vater in den Fängen des Teufelsgeigers.

Wir näherten uns dem Totenacker von der Seite her. Die Musik wurde wieder lauter.

Ich umklammerte mit der linken Hand das Kreuz vor meiner Brust, und die Rechte preßte ich gegen meine Stirn.

Monja merkte wohl, daß mit mir etwas nicht stimmte. Fest drückte sie meinen Arm.

»Sie dürfen nicht hinhören, Mr. Sinclair. Hören Sie weg, konzentrieren Sie sich auf das Gute.«

Ich nickte.

»Weiter!« flüsterte Monja.

»Nein!« Ich schüttelte den Kopf. »Von hier aus habe ich einen besseren Überblick.«

Professor Zarcadi stand auf einem Grabstein. Er drehte mir das Profil zu. Ich sah das hagere, eingefallene Gesicht mit den hochstehenden Wangenknochen. Zarcadi trug wieder seine dunkle Kleidung. Die schwarze halblange Jacke und die ebenfalls schwarze Hose. Vor ihm standen drei Fackelträger. Der rotgelbe Schein leuchtete den Dämon an und ließ ihn noch schrecklicher aussehen.

Die anderen Menschen hatten einen Halbkreis gebildet. Ihre Blicke klebten an Professor Zarcadi, der die Geige zwischen Kinn und linke Schulter gepreßt hatte und mit dem Bogen über die Saiten strich.

Er entlockte dem teuflischen Instrument die gräßlichsten Töne. Dämonische Musik, die über den Totenacker schwebte und die Leichen aus ihren Gräbern holen sollte. Das Gewehr hatte ich im Gasthaus liegenlassen. Ich trug nur die beiden Pistolen und den Silberdolch bei mir. Die Beretta nahm ich in die rechte Hand. Den Rosenkranz, den mir Monja gegeben hatte, hängte ich mir um den Hals. Meine Blicke irrten von den Versammelten ab, glitten über die eingefallenen Gräber mit den umgestürzten Grabsteinen. Dicht neben einem solchen Grab sah ich Suko, Jane Collins und Bill Conolly stehen.

Meine drei Freunde starrten Zarcadi an, als würde von ihm und seiner Melodie ihre Seligkeit abhängen.

»Bald ist es soweit«, flüsterte Monja neben mir. »Dann werden sich die Gräber öffnen…«

Ich hielt den Atem an. Monja hatte mit ihrer Prophezeiung recht. Auf dem Grab, neben dem meine drei Freunde standen, bewegte sich die Erde. Suko, Jane und Bill bemerkten davon nichts. Ich wollte sie warnen, doch in meiner Kehle steckte plötzlich ein dicker Kloß.

Wie gebannt starrte ich auf das Grab. Der Mond schien sein Licht jetzt nur noch auf dieses eine Grab zu konzentrieren, Deutlich sah ich die Finger einer Hand, wie sie sich aus dem Erdreich wühlten und sich anklagend in die Höhe streckten.

Die Hand gehörte einem Skelett!

Scharf sog ich den Atem ein.

Mein Entschluß stand fest. Ich mußte eingreifen. Mit einem Satz flankte ich über die Mauer…

Weich landete ich auf der lehmigen nassen Friedhofserde. Ich befand mich hinter Zarcadis Rücken. Er konnte mich nicht sehen. Noch immer fuhr der Bogen über die Saiten. Wilder, ungezügelter als vorher.

Zarcadi stand dicht vor seinem Triumph. Aber nur dicht.

Die Hand hatte sich jetzt bis zum Gelenk hin aus der feuchten Erde geschoben. Die Finger bewegten sich, wurden zur Faust, die drohend auf die Menschen wies. Alles setzte ich auf eine Karte. Ich riß die Beretta herum, zielte und schoß zweimal. Meine geweihten Kugeln zerfetzten die Knochenhand. Die Schußdetonationen übertönten sogar die Musik. Von einem Augenblick zum anderen brach das Spiel ab. Zarcadi hatte bemerkt, was los war. Da stand ich jedoch schon vor ihm und ließ ihn in die Mündung der Beretta blicken.

»Sinclair!« heulte er voller Wut.

»Ja«, knirschte ich. »Ich bin es!« Wir starrten uns in die Augen. Zarcadi und ich. Zwei Todfeinde!

Plötzlich begann Zarcadi zu lachen.

»Du hast es also geschafft«, sagte er. »Ich gratuliere dir. Noch nie ist jemand aus meiner Welt entkommen. Das heißt jedoch noch lange nicht, daß du auch hier gewonnen hast. Mit deinen Kugeln erschreckst du mich nicht. Du weißt, daß ich mächtiger bin.«

»Stimmt«, erwiderte ich und hatte dabei Mühe, meine Stimme unter Kontrolle zu halten.

»Dich kann ich mit einer Silberkugel nicht besiegen, aber deine verdammte Teufelsgeige!«

Ich hatte die Worte noch nicht ganz ausgesprochen, als ich auch schon abdrückte. Ich jagte drei geweihte Kugeln in die Geige und begleitete jeden Schuß mit einem Schrei. Und ich hatte Erfolg.

Die nächsten Szenen sah ich wie in einem Zeitlupenfilm. Die Geige flog auseinander, als wäre eine Bombe in ihr explodiert. Professor Zarcadi wich zurück. Sein Gesicht zeigte einen entsetzten Ausdruck. Die Saiten und die einzelnen Geigenteile standen in Flammen. Wie glühende Kohlenstücke zischten sie durch die Luft, fielen zu Boden und erloschen. Zarcadi aber schleuderte mir einen gräßlichen Fluch entgegen. Aber das war nicht mehr er selbst. Die skelettierte Fratze des Schwarzen Tods starrte mich an. Weiß leuchteten die Augen in dem Totenschädel.

Ich stürzte mich auf ihn, jagte noch die letzte Kugel aus dem Magazin, aber es war schon zu spät.

Die Erde tat sich auf, und in einen feurigen, blutroten Schweif gehüllt verschwand der Schwarze Tod vor meinen Augen. Nur seine Drohung

hörte ich noch.

»Ich komme wieder, John Sinclair! Ich komme wieder…« Dann war die Stimme verhallt.

Dafür hörte ich Rufe, Schreie, und ich sah Jane Collins. Sie flog auf mich zu, umarmte und küßte mich, daß ich gar nicht wußte, wie mir geschah.

»John!« stammelte sie immer wieder. »John…« In diesen Worten lag alles, was Jane Collins für mich empfand. Aber auch eine ungeheure Erleichterung, daß ich es doch noch geschafft hatte.

***

Noch in derselben Nacht fuhren wir zu Zarcadis Landhaus. Wir, das waren Jane Collins, Suko, Bill Conolly und ich. Und dort erwartete uns eine Überraschung.

Zarcadis Landsitz war zusammengebrochen. Wir standen vor einem Trümmerhaufen. Das gleiche war mit dem Treibhaus geschehen. Auch die Horror-Pflanzen gab es nicht mehr. Wir sahen nur noch verkohlte Reste. Mit Zarcadis Vernichtung waren sie auch vergangen.

Langsam ging ich durch das Treibhaus. Von Frank Scott entdeckte ich keine Spur mehr. Die Kräfte, mit denen er paktiert hatte, forderten ihren Tribut. Sie hatten ihn verschlungen. Die Bewohner von Orlington wußten nicht, was mit ihnen geschehen war. Völlig ratlos standen sie sich gegenüber. Bevor wir wieder fuhren, ging ich noch einmal auf den Friedhof. Mein Sarg stand noch immer im Grab. Lange starrte ich in die Grube hinab. Und ich dankte dem Schöpfer, daß ich noch einmal davongekommen war.

Plötzlich war Jane Collins hinter mir. Ich fühlte ihre Hand in der meinen. »Komm«, sagte sie leise. »Suko und Bill warten…«

ENDE des Zweiteilers